

**Clark Dalton**  
**AM RAND**  
**DES UNIVERSUMS**

1.

Obwohl der Felsbrocken kaum Deckung bot, suchte Urabali hinter ihm Schutz. Er hatte keine andere Wahl, denn auf der Welt, die seine Heimat war, gab es nur wenig Felsen. Dafür gab es um so mehr Feinde.

Diesmal waren es die Crols, die ihn jagten. Im Gegensatz zu ihm liefen sie auf allen sechs Beinen, statt nur auf den drei Hinterbeinen wie er. Dank dieser Methode waren sie schneller als er, aber ihre Vorderbeine waren verkümmert. Sie waren nicht mehr fähig, damit einen Stein aufzuheben, und auf den Gegner zu werfen. Urabali konnte das, und er nutzte das weidlich aus.

In seinen Augen waren die zottigen und mit scharfen Klauen und Fangzähnen bewehrten Crols häßliche Geschöpfe. Sie jagten und rissen alles, was sich bewegte. Sie waren doppelt so groß wie Urabali, der schon viele von ihnen erlegt hatte. Vielleicht war das der Grund, daß sie so hinter ihm her waren.

Vorsichtig schob er sich bis zur Kante des Felsbrockens vor, um die Lage zu sondieren. Seine mittlere Hand ertastete einen faustgroßen Stein, den er mit den Fingern umklammerte. Die beiden anderen Hände dienten ihm als Stütze. Natürlich hätte er auch aufrecht gehen können, aber nun kroch er wie ein Crol auf allen sechsen. Er erspähte vier der Bestien in unmittelbarer Nähe. Sie achteten nicht auf Deckung, denn dazu waren sie zu dumm. Sie hatten ihre Beute eingekreist und warteten auf den günstigsten Augenblick, um über sie herfallen zu können. Ich muß noch mehr Steine finden, dachte Urabali.

Mit der linken Hand grub er in dem losen Sand, bis seine Finger auf Widerstand stießen. Hastig buddelte er weiter, bis er ein halbes Dutzend weiterer Steine zutage förderte. Nun besaß er insgesamt sieben. Damit ließ sich schon etwas anfangen, wenn man so geschickt war wie er. Vier Gegner und sieben Steine - das war ein gutes Verhältnis.

In jede Hand nahm er einen Stein, die restlichen vier verstaute er in dem kleinen Beutel, den er an einem Gürtel vor seinem Bauch trug. Dann richtete er sich auf.

„Kommt her und holt mich, wenn ihr mich fressen wollt!“ rief er ihnen zu. „Aber vorher müßt ihr mich töten, wenn ihr das könnt, ihr feigen Crols!“

Er reizte sie absichtlich, denn er wußte aus Erfahrung, daß sie dann unvorsichtig wurden. Die vier Bestien verstanden nicht, was Urabali rief. Aber sie sahen ihn, und das genügte. Die Sehnen ihrer kräftigen Hinterbeine spannten sich, und dann rasten sie wie auf ein Kommando los. Sie hatten Hunger, und das machte sie noch unüberlegter, als sie ohnehin schon waren. Sie kannten die Dreibeiner und wußten, daß sie ihre gefährlichsten Gegner waren. Und sie kannten auch ihre gefährlichste Waffe: die geschleuderten Steine. Niemand außer den Dreibeinern konnte Steine schleudern. Denn die Dreibeiner waren die einzigen Lebewesen auf dieser Welt, die Hände besaßen.

Urabali wartete, bis sie auf Wurfweite heran waren, dann schleuderte er drei Steine gleichzeitig. Sie alle trafen ihr Ziel, nämlich die Stirnen der Crols, ihre verwundbarste Stelle. Die weichen Schädelknochen wurden zerschmettert, und sie waren sofort tot.

Der vierte Crol war bei Urabali, ehe dieser Gelegenheit hatte, einen Stein aus seinem Beutel zu ziehen. Die Wucht des Aufpralls warf ihn zu Boden. Der Crol hatte sich verschätzt. War es ihm gelungen, seinen Gegner niederzuwerfen, so versäumte er es doch, ihn festzuhalten. Der eigene Schwung ließ ihn ein Stück weiterrennen, bevor er zum Stillstand kam, und als er sich umdrehte, stand Urabali längst wieder auf seinen drei Beinen und streckte dem Crol die

Hände mit den drei Steinen entgegen.

„Nun greif schon an, denn ich töte keinen Feigling.“

Obwohl der Crol kein Wort verstand, griff er unverzüglich an. Er hatte seit Tagen nichts gefressen. Gleich zwei Steine durchschlugen seine Schädeldecke. Knapp einen Meter vor Urabali blieb er liegen. Seine gebrochenen Augen starnten in den grünen Himmel.

Urabali steckte die Steine wieder in seinen Beutel, dann riß er seinem toten Gegner die rechten Vorderkrallen heraus, die als Beweis für seinen Sieg galten. Gut gelaunt machte er sich auf den Heimweg. Dieser war alles andere als ungefährlich, ganz abgesehen von der Tatsache, daß er keine Ahnung hatte, wo sein Stamm sich jetzt aufhielt. Seine Leute waren ständig auf der Wanderschaft und blieben aus Sicherheitsgründen nur selten längere Zeit am gleichen Ort.

Aber Urabali war sicher, daß er ihre Spuren fand. Er würde ihnen folgen, bis er sie eingeholt hatte, und dann würde er ihnen die ausgerissenen Krallen der vier Crols zeigen. Nicht mehr lange, und sie mußten ihn zum Anführer der Sippe ernennen.

Er nahm denselben Weg, den er gekommen war. Bald erreichte er den Fluß und durchquerte ihn. Er ließ den Wald hinter sich und wanderte durch die Steppe, ständig nach allen Seiten sichernd. In dem hohen Gras konnten Crols lauern.

Einmal hatte er das Gefühl, als sei etwas über ihm, aber als er nach oben blickte, konnte er nichts sehen. Ein wenig später war ihm so, als wandere er nicht allein durch die Steppe, sondern habe einen unsichtbaren Begleiter, der ihn nicht aus den Augen ließ. Er beschleunigte seine Schritte, denn mit Geistern wollte er nichts zu tun haben.

Die Nacht verbrachte er in einer Höhle, die er am Tag zuvor entdeckt hatte. Am anderen Tag brach er sehr früh auf, da er bis zum Mittag beim Lager seines Stammes sein wollte. Er erreichte den Platz zu dem Zeitpunkt, den er sich gesetzt hatte, doch wie erwartet, waren seine Leute nicht mehr da. Ohne zu zögern, folgte er den nur zu deutlichen Spuren, die in jene Richtung führten, in der die Sonne an jedem Abend unterging. Die riesigen Wälder lagen dort, in denen es viele Verstecke gab, und dahinter das hohe Gebirge, in dem sie viele sichere Höhlen kannten.

Die Sonne begann bereits wieder zu sinken, als er Marutara erblickte. Er schlepppte das mittlere Bein nach.

Urabali holte den Nachzügler ein.

„Nun, Marutara, warum gehst du so langsam? Wenn du die Spur der anderen verlierst, bist du verloren, oder weißt du das nicht?“

Der alte Dreibeiner war so erschrocken, daß er unwillkürlich in seinen Beutel griff, um einen Stein daraus hervorzuholen. Dann erst erkannte er Urabali. Er atmete erleichtert auf und lachte dröhnend.

„Ich kenne die Höhlen, wohin sie wollen. Warum sollte ich mich beeilen?“

„Du bist schon immer sehr klug gewesen, aber manchmal ist zuviel Klugheit schädlich. Was hättest du getan, wenn dich drei oder vier Crols überfallen hätten? Glaubst du, du hättest sie töten können?“

Der alte Dreibeiner stieß einen gutturalen Kampfschrei aus.

„Natürlich hatte ich sie getötet. Ich habe mehr als zehn Steine bei mir. Die hätten gereicht.“

Urabali verzichtete darauf, ihm die Krallen der vier von ihm erlegten Crols zu zeigen. Er trieb Marutara zur Eile an, denn er hatte keine Lust, die Höhlen bei Nacht zu suchen. Wenn Marutara sie kannte - um so besser. Das ersparte ihm die Arbeit des weiteren Spurensuchens, und er konnte sich mehr auf seine Umgebung konzentrieren. Die Crols lauerten überall, und sie waren auch immer gefährlich.

Sie durchquerten den Wald, bevor es anfing zu dunkeln. Vor ihnen lag eine leicht abfallende Ebene, die an einem Fluß endete. Auf der gegenüberliegenden Seite steilte eine Felswand senkrecht in die Höhe. In ihr waren die dunklen Löcher der Höhlen.

Sie hatten ihr Ziel erreicht.

Urabali konnte beobachten, daß die Angehörigen seines Stammes damit begannen, sich häuslich einzurichten. Die Frauen gingen Holz sammeln, damit die Männer ein Feuer machen konnten - eine Kunst, die sie schon lange kannten.

Als Marutara weiter gehen wollte, blieb Urabali stehen.

„Geh du allein vor“, sagte er. „Ich werde noch warten und erst dann zu den Höhlen kommen, wenn es dunkel geworden ist. Sage ihnen, daß ich vier Crols getötet habe und das Fest des Siegers verlange. Ich habe die Krallen mitgebracht.“

Marutara starrte ihn voller Bewunderung an.

„Du hast wirklich vier Crols getötet? Warum hast du mir das nicht früher gesagt?“

„Du weißt es ja jetzt, Marutara. Nun geh und sage es ihnen!“

Da es bereits zu dunkeln begann, zögerte der alte Dreibeiner nicht länger. Er humpelte davon, watete durch den Fluß und wurde von seinen Stammesgenossen mit dem üblichen Gleichmut empfangen. Wenn er nicht mehr gekommen wäre, hätte man ihn wohl kaum vermißt. Urabali konnte beobachten, daß er mit einigen der Männer sprach, die daraufhin mit allen Zeichen der Erregung zu einer der Höhlen liefen und in ihr verschwanden. Wahrscheinlich hatte in ihr der Häuptling sein Quartier aufgeschlagen.

Urabali zog sich ein wenig in den Wald zurück und setzte sich auf einen flachen Stein. Durch die Zweige der Bäume hindurch konnte er das Höhlenlager beobachten. Die Geschäftigkeit seiner Stammesgenossen belustigte ihn plötzlich. Er konnte sich nicht erinnern, daß er das jemals getan hatte. Überhaupt schien er Dinge zu tun und zu denken, die ihm früher niemals in den Sinn gekommen wären. Warum eigentlich ließ er Marutara vorangehen? Noch gestern wäre er in das Lager gestürmt, hätte seinen Siegesschrei ausgestoßen, die Krallen dem Häuptling vor die Füße geworfen und ihm ins Gesicht geschrien, daß er ein tapferer und erfolgreicher Jäger sei. So hatte er es immer getan. Und niemand hatte es ihm übelgenommen. Aber heute war das alles ganz anders.

Er saß auf dem Stein und wartete.

Inzwischen war Marutara wieder aus der Höhle gekommen und deutete über den Fluß in Richtung des Waldes. Er sagte etwas zu den anderen Dreibeinern, das Urabali nicht verstehen konnte. Etwas Wichtiges konnte es nicht gewesen sein, denn sie gingen alle an ihre Arbeit zurück.

Die Frauen hatten das Holz auf einem kleinen Plateau aufgeschichtet und waren verschwunden.

Erst als es fast dunkel geworden war, züngelten die ersten Flammen empor. Der Schein des bald hell auflodernden Feuers fiel gegen die Felsen. Die Schatten der herumsitzenden Dreibeiner tanzten auf ihm, und als Urabali das sah, kam ihm plötzlich die Erkenntnis, daß diese massiven Felsen, wenn man sie zerkleinern konnte, eine tödliche Waffe gegen die Crols darstellten. Bisher war es immer so gewesen, daß man die wenigen faustgroßen Steine in Bächen oder Geröllhalden fand und das war selten genug. Hier aber war eine ganze Wand aus Stein, die nur darauf wartete, zu faustgroßen Stücken verarbeitet zu werden.

Aber wie?

Die Frage war da. Die Antwort noch nicht. Aber daß es überhaupt eine Frage gab, hätte einem unbeteiligten Beobachter den Beweis geliefert, daß Urabali von einer Sekunde zur anderen intelligent geworden war.

Ein Schritt der Entwicklung, für den Urabali und seine Artgenossen sonst Jahrtausende benötigt hätten.

Unter normalen Umständen.

Aber dies waren keine normalen Umstände.

Zeit und Raum hatten für Ernst Ellert jegliche Bedeutung verloren. Seit jenes energetische Experiment sein Bewußtsein von seinem Körper gewaltsam getrennt hatte, der tief unter der Erde in einem Mausoleum auf die Rückkehr seines Geistes wartete, irrte er durch das Universum und suchte nach einer Möglichkeit der Rückkehr.

Er besaß keinen Körper mehr, aber er besaß dafür die Möglichkeit, als bloßes Bewußtsein in jeden beliebigen Körper zu schlüpfen. Wenn er stark genug war, so gelang es ihm ohne Schwierigkeiten, das andere Bewußtsein zu unterdrücken und zu beherrschen. Oft kam es zu erbitterten Zweikämpfen, die meist mit seinem Sieg endeten. Fatal war nur, daß sein Gastkörper sterben mußte, wenn er ihn wieder verlassen wollte. Das war eine völlig neue Erfahrung, die er erst kürzlich gemacht hatte. Vorher hatte er den Körper nach Belieben wechseln können.

Auch die Herrschaft über das Vergehen der Zeit hatte er verloren, seit er in das intergalaktische Energiefeld zwischen Milchstraße und Andromeda geraten war. Er hatte nach seiner langen Odyssee endlich das Ziel so dicht vor Augen, als das Unglück geschah. Er besaß keinen Körper, er war praktisch nichts als ein Energieimpuls, als die Begegnung ihn aus der Bahn warf.

Doch die Erinnerung blieb.

Er wußte, daß er von einem Planeten stammte, der eine gelbe Normalsonne umkreiste. Sie nannten diese Solle Sol. Und den Planeten nannten sie Erde. Als er in die Vergangenheit wanderte, hatte er die Entstehung dieses Planeten miterlebt. Er war weit in die Zukunft vorgestoßen, um auch sein Ende kennenzulernen, aber zu seinem unfaßbaren Erstaunen hatte er das Sonnensystem in der Zukunft nicht mehr finden können.

Später war er in eine Zeitfalle geraten, und es hatte Ewigkeiten gedauert, bis er sich daraus befreit hatte. Seine Hoffnung, danach zur Erde und in die Gegenwart zurückzukehren, erfüllte sich nicht. Das Energiefeld zwischen Andromeda und Milchstraße zerstörte alle seine Pläne. Hinzu kam, daß er die Orientierung verloren hatte. Er wußte nicht mehr, wo er war. Es konnte die Milchstraße sein - oder eine fremde Galaxis, einhundert Milliarden Lichtjahre von der Erde entfernt. Um seinen Standort zu bestimmen, brauchte er Instrumente. Und um die Instrumente herzustellen, mußte er wieder einen Körper besitzen. Einen Körper, der ihn dazu befähigte, mit Händen etwas zu schaffen, was sein Geist erdachte. Das Umherirren zwischen den Sternen und den Galaxien war sinnlos geworden, weil er die Herrschaft über die Zeit verloren hatte.

Aber zum Glück besaß er noch die Fähigkeit, sich frei zu bewegen. Sein Wollen allein genügte, ihn über Lichtjahre hinweg zum nächsten Stern zu bringen.

Und so bewegte er sich zur grünen Sonne und senkte sich dem einzigen Planeten entgegen, der sie umkreiste. Er war unsichtbar, ein energetisches Etwas, dem niemand etwas anhaben konnte - außer eine andere Form von Energie. Doch schon die ersten Beobachtungen sagten ihm, daß er diese Art von Gefahr hier nicht zu befürchten hatte.

Mehr als hundert Planeten hatte er besucht, ohne eine Lebensform zu entdecken, die für seine Zwecke geeignet war. Hier aber gab es Leben, wenn auch in primitivster Form. Aber dieses Leben besaß Füße und es besaß Hände. Das war der entscheidende Faktor. Ernst Ellert entschloß sich, den Versuch zu wagen.

Lange Zeit überwachte er den wandernden Nomadenstamm der Dreibeiner, bis ihm der Jäger Urabali besonders auffiel. Das seltsam aussehende Geschöpf schien besser geeignet zu sein als die anderen Angehörigen seiner Sippe. Ellert folgte ihm, wenn er auf die Jagd ging. Er sah zu, mit welchem Geschick der Jäger seine Beute beschlich und schließlich erlegte. Wer mit solchem Geschick ans Werk ging, der konnte auch ganz andere Dinge vollbringen, wenn er die nötige Intelligenz besaß. Und die Intelligenz - das war er, Ernst Ellert.

Als Urabali die vier Crols tötete und zu seinem Stamm zurückkehrte, war Ellerts Entschluß gefaßt. Er folgte ihm, und als es dunkel wurde, übernahm er sein Bewußtsein.

Urabali nahm die Krallen der vier erlegten Crols aus seiner Tasche und warf sie dem Häuptling vor die Füße.

„Du willst nicht glauben, daß ich vier von ihnen getötet habe? Da hast du den Beweis!“ Der Häuptling, ein besonders kräftiger Dreibeiner, trat verächtlich mit dem mittleren Fuß auf die Trophäen.

„Für mich ist das kein Beweis, Urabali. Jeder Feigling kann sie aus den Füßen toter Crols ziehen und behaupten, *er* hätte sie vorher getötet. Du kannst deine Märchen den alten Frauen erzählen, aber nicht mir, dem Häuptling.“

Diese Art von Reden war Urabali gewohnt, und früher hätte er sich nicht weiter darüber aufgeregt. Aber diesmal war es anders. Der Zorn stieg in ihm hoch, und als der Häuptling sich einfach umdrehte und gehen wollte, tat er etwas, was er nie zuvor getan hatte.

„Warte!“ rief er ihm nach. „Ich habe nicht gelogen, Häuptling. Ich habe vier Crols getötet, wenn du willst, werde ich noch mehr von ihnen töten. Ich weiß jetzt, wie wir Steine bekommen, ohne sie mühsam suchen zu müssen.“

Der Häuptling war stehengeblieben.

„Steine?“

„Ja, Steine!“ erwiderte Urabali. „Die ganze Welt ist voll davon. Wir stehen auf ihnen, und wir wohnen zwischen ihnen. Sieh dort den Felsen, Häuptling! Wenn wir einen großen Stein nehmen, den wir nicht zur Jagd benutzen können, und gegen den Felsen schlagen, werden kleinere Steine herausbrechen. Mit ihnen können wir unsere Beutel füllen und auf die Jagd gehen. Wir werden mehr Steine haben als wir jemals brauchen.“

Der Häuptling starnte Urabali wütend an.

„Wenn wir deinen Rat befolgen, wird der ganze Berg auf uns herabstürzen und uns unter sich begraben. Du bist nicht nur ein Feigling, du bist auch dumm.“

„Und du bist es nicht wert, unser Häuptling zu sein“, entfuhr es Urabali voller Zorn.

Der Häuptling blieb stehen und drehte sich um. Seine Hand fuhr zur Jagdtasche, in der er seine Wurfsteine aufbewahrte. Aber Urabali kam ihm zuvor. Er wußte selbst nicht, warum er zum ersten Mal in seinem Leben auf die Idee kam, die Hand zur Faust zu ballen und als Waffe zu benutzen. Zuerst fuhr die rechte Faust vor, der die mittlere sofort folgte. Beide trafen das Kinn des Häuptlings. Als dieser nur schwankte, kam auch die dritte Faust nach vorn und gab ihm den Rest. Er brach wie vom Blitz gefällt zusammen und blieb bewegungslos liegen.

Die Frauen, die in der Nähe gestanden und den Vorfall beobachtet hatten, kreischten entsetzt auf. Dann liefen sie in die Höhlen zurück. Anders die Männer. Sie saßen um das lodernde Feuer und hatten sich nicht um den Streit gekümmert. Nun aber, als ihr Häuptling zu Boden stürzte, sprangen sie auf und kamen herbeigelaufen. Urabali sah ihnen mit einem kalten Glitzern in den Augen entgegen. Er erwartete ihre Anklage.

„Du hast den Häuptling getötet, dafür mußt du sterben“, rief ihm jemand zu, ohne weiter näher zu kommen.

„Er ist nicht tot“, entgegnete Urabali. „Er wird nur eine Zeitlang schlafen, dann wird er wieder wach. Ich habe ihn nicht mit einem Stein erschlagen. Es war nur meine Faust.“

„Eine Faust ist nicht so hart wie ein Stein“, fand jemand heraus.

„Eben! Darum ist der Häuptling auch nicht tot.“

Sie bildeten einen dichten Ring um den Häuptling und Urabali, bis ersterer sich zu regen begann und damit bewies, daß er nicht tot war. Er öffnete die Augen und richtete sich langsam auf. Er sah die Männer verwundert an, dann fiel sein Blick auf Urabali. Er wollte aufspringen, ging aber sofort wieder in die Knie.

„Du hast mich geschlagen?“ stieß er mühsam hervor.

Urabali nickte.

„Ja, ich habe dich geschlagen, Häuptling. Und wenn du mich noch einmal einen Feigling und einen Lügner nennst, dann werde ich dich töten. Wir können morgen darüber reden, wenn du das willst. Aber wenn du mit mir kämpfen willst, so werde ich dir beweisen, daß ich kein Feigling bin.“

Er drehte sich um und ging zur nächsten Höhle.

Die Männer machten ihm respektvoll Platz.

Der Häuptling aber starnte ihm haßerfüllt nach.

Als Ernst Ellerts Bewußtsein in den Körper von Urabali schlüpfte, war ihm klar, daß er eine wenig geeignete Lebensform gewählt hatte. Aber besser diese als gar keine. Immerhin besaß er Hände, und dazu noch drei. Ein relativ primitiv zusammengebauter kosmischer Sextant würde genügen, die Position einigermaßen zu bestimmen. Mehr war nicht notwendig, denn er wollte nur die Richtung zur heimatlichen Galaxis wissen. Er wollte auf alle Fälle vermeiden, noch weiter in die entgegengesetzte Richtung vorzustoßen. An welcher Stelle des Zeitstroms er *sich jetzt* befand, hätte er allerdings nicht zu sagen vermocht. Es konnten einige Millionen Jahre in der Zukunft sein, aber genausogut auch ein paar hundert Millionen Jahre in der Vergangenheit.

Er entsann sich, wie er bei seinem Sturz in die Vergangenheit die Geburt des Universums miterlebt hatte. Körperlos war er damals in dem lichtlosen All geschwebt, bis die gewaltige Urexpllosion Licht und Energie brachte. Milliarden von Galaxien waren in allen Richtungen auseinandergestrebt, und eine von ihnen war die heimatliche Milchstraße. Er hatte sie gefunden, aber dann wieder verloren. Er war in die Zeitfalle der Druuf geraten und schließlich wieder entkommen. Er hatte schließlich die Erde wiedergefunden, aber weit in der Vergangenheit. Er war zeitlos geworden - und damit unsterblich. Er konnte jeden beliebigen Körper übernehmen, aber jetzt konnte er ihn nur dann wieder verlassen, wenn dieser Körper starb. Und die Zeitspanne, die er in einem solchen Gastkörper verbrachte, durchlebte er wirklich.

Und nun war es Urabali.

Der primitive Sechsfüßler, der auf drei Beinen ging und die drei vorderen Gliedmaßen als Arme und Hände benutzte, besaß eine geringfügige Intelligenz. Es war nicht genug, ihn selbständig in seinem Sinne handeln zu lassen, aber da konnte er nachhelfen. Natürlich würde es seinen Stammesgenossen sehr schnell auffallen, daß er klüger war als sie. Aber das war kein Hindernis. Im Gegenteil. Früher oder später würde er ihr Häuptling werden und die Befehle geben. Das war es, worauf es Ernst Ellert ankam.

Der Schlag in das Gesicht der Häuptlings war die erste Aktion gewesen, die er veranlaßt hatte. Während Urabali sich in der Ecke einer Höhle verkroch, sich zur Ruhe legte und endlich einschließt, blieb Ellerts Bewußtsein wach. Es brauchte keinen Schlaf.

Ernst Ellert war davon überzeugt, daß Urabali seinen Zwecken dienlich sein würde - ob der Dreibeiner wollte oder nicht.

Als der Häuptling am nächsten Tag vor den Höhlen erschien, war sein Gesicht verschwollen. Er hatte eine schimpfliche Niederlage erlitten. Sein Ansehen konnte er nur dadurch retten, indem er seinen Widersacher tötete.

Als Urabali erwachte und aus der Höhle kam, würdigte er den Häuptling keines Blickes, sondern rief einige der Männer zu sich. Gestenreich und mit vielen Worten suchte er ihnen klarzumachen, was er plante. Der faustgroße Stein, den man in die Hand nehmen und schleudern konnte, war die einzige Waffe der Dreibeiner. Aber es gab zu wenig von diesen Steinen. Er wußte jetzt, wie man mehr davon beschaffen konnte. Und er erklärte es ihnen. Sie begriffen nicht, was er von ihnen wollte. Da lief er zum Feuerplatz, wo das von den Frauen gesammelte Holz herumlag. Er fand einen Stamm, den der Sturm geknickt hatte. An seinem unteren Ende war er so gespalten, daß er fast eine Spitze bildete. Da er zu schwer war, rief er zwei der Männer zu Hilfe. Gemeinsam mit ihnen schleppte er den Stamm zu dem Felsen. Dort entdeckte er den Spalt sofort wieder, der ihm bereits früher aufgefallen war. Durch Zeichen gab er seinen Helfern zu verstehen, daß sie den Stamm mit der Spitze in den Spalt hineinschieben sollten. Die Männer begriffen zwar nicht, was er damit bezeichnen wollte, aber sie taten ihm den Gefallen. Dann nahm Urabali einen schweren Stein, und während die Dreifüßler den Stamm hielten, schlug er mit ihm mehrmals gegen das andere Ende des Stammes. Die Spitze drang immer mehr in den Felsspalt ein, und als die ersten Steine herauskollerten, stürzten sich einige der Herumstehenden auf sie, nahmen sie auf und versteckten sie in ihren Wurf beuteln.

„Laßt sie liegen, ihr Dummköpfe!" rief Urabali. „Es werden bald so viele kommen, daß wir alle genug haben. Helft uns lieber!"

Und nun halfen sie. Endlich schienen sie begriffen zu haben, worauf es Urabali ankam. Immer tiefer drang der Stamm in den Fels, bis er gegen Widerstand stieß.

„Nun müßt ihr alle dagegendrücken!" befahl Urabali. „Nur gegen die eine Seite. Los!"

Ein wenig abseits, etwa zwanzig Meter entfernt, stand der Häuptling. Er beobachtete die Bemühungen der Männer mit einem hämischen Grinsen, während er mit der mittleren Hand die Steine in seinem Wurfbeutel zählte. Sobald Urabali mit seinem verrückten Experiment fertig war, würde er ihn zum Zweikampf fordern und ihn töten.

Aus dem Spalt brach ein großes Stück Fels heraus, der Stamm hatte keinen Halt mehr - und die Männer stürzten zu Boden. Dem Felsen jedoch folgte ein Hagel faustgroßer Steine, die ihnen vor die Füße rollten. Urabali stieß einen Freudenschrei aus, bückte sich und sammelte einige der Steine ein. Die anderen überließ er seinen Stammesgenossen, deren Beutel wenige Sekunden später gefüllt waren.

Ohne daß Urabali den Befehl dazu gegeben hätte, kamen die anderen Männer des Stammes herbeigelaufen und versuchten ebenfalls ihr Glück. Sie hatten zugesehen und wußten nun, wie es ging.

Mit finsternen Blicken beobachtete der Häuptling die Vorgänge. Jetzt grinste er nicht mehr. Außerdem waren in seinem Beutel nur drei Steine.

Urabali wandte sich ihm zu und rief:

„Komm her, Häuptling, hol dir Steine! Es sind genug für jeden da. Von nun an werden wir immer genug Steine haben, um die Crols zu töten. Ich glaube, wir vergessen die Sache von gestern abend besser."

Der Häuptling kam langsam näher. Vor Urabali blieb er stehen.

„Nur dann, wenn du mich um Verzeihung bittest. Du hast mich geschlagen."

„Und du hast mich dazu herausgefordert. Du hast mich einen Feigling genannt. Und einen Lügner!"

„Dann sind wir quitt - wir brauchen nicht mehr zu kämpfen. Kannst du noch mehr Steine aus dem Felsen holen?"

„Soviel du willst, Häuptling. Ich habe es euch gezeigt, nun macht es selbst. Ich werde auf die Jagd gehen und einen jungen Crol erledigen."

Nur die jungen Crols konnte man essen. Das Fleisch der alten war viel zu zäh. So kam es, daß die Dreifüßler den Crols ihre Jungen wegbringen und verzehrten. Das war einer der Hauptgründe, warum Todfeindschaft zwischen ihnen herrschte.

„Geh nur auf die Jagd, Urabali. Ich werde inzwischen mit meinen Männern weitere Steine aus dem Felsen holen. Wir brauchen einen großen Vorrat."

Ohne zu antworten, drehte sich Urabali um, watete durch den Fluß und verschwand im Wald. Er hatte das kalte Glitzern in den Augen des Häuptlings bemerkt und würde es nicht vergessen. Genausowenig würde der Häuptling vergessen können, daß er eine schwere Niederlage erlitten hatte. Urabali war es gewesen, der den Männern gezeigt hatte, wie man Steine aus dem Felsen holte - nicht er, der Häuptling. Früher oder später mußte es zu der entscheidenden Auseinandersetzung kommen. Die Frage war nur, welchen Anlaß der Häuptling wählen würde. Er mußte im Recht sein, das war Gesetz.

Urabali stieß auf die Spuren einiger Crols, die in eine andere Richtung führten. Zu faul, ihnen zu folgen, ging er weiter und erreichte den Rand einer Lichtung. Hier blieb er stehen und sicherte. Obwohl es windstill war, bewegten sich weit vor ihm die Spitzen einiger Grashalme. Das konnten nur Crols sein.

Wie viele es waren, vermochte er nicht abzuschätzen, aber er war fest entschlossen, nicht ohne Beute zu den Höhlen zurückzukehren.

Er nahm drei Steine aus seinem Beutel und ging weiter. Plötzlich hörte er Lärm hinter sich. Er blieb stehen und sah zurück. Seine schlimmste Befürchtung erfüllte sich. Mit dem Häuptling

an der Spitze stürmten seine Stammesgenossen aus dem Wald und rannten mit lautem Geschrei auf die Crols zu, die nun ihre Gegner gewahrten und gewarnt waren. Urabali verbarg sich im hohen Gras und ließ den Häuptling und seine Männer an sich vorbeilaufen. Dann folgte er ihnen mit aller Behutsamkeit.

Es kam genauso, wie er befürchtet hatte. Die Crols brachten die weiblichen Tiere und ihre Jungen in Sicherheit, dann stellten sie sich ihren Angreifern. Zwar verstanden sie es noch immer nicht, ihre empfindliche Stirn zu schützen - eine Tatsache, die Urabali heute zum erstenmal auffiel -, aber sie waren in der Überzahl. Hinzu kam, daß niemand einen Stein so gut gezielt schleudern konnte wie Urabali, der nun einen großen Bogen schlug, um in den Rücken der Crols zu gelangen. Solange diese mit der Abwehr des Angriffs beschäftigt waren, blieben ihre Weibchen und Jungen schutzlos in der Mulde zurück, in die man sie getrieben hatte.

Er duckte sich, als er die Senke erreichte. Eines der Jungtiere war unvorsichtig genug, ziemlich nah an ihn heranzukommen. Urabali tötete es mit einem gutgezielten Steinwurf. Dann schleifte er es den Weg zurück, den er gekommen war. Am Waldrand hielt er an, legte seine Beute nieder und richtete sich auf, um das Geschehen auf der Lichtung weiter zu verfolgen.

Der Häuptling und seine Männer griffen ohne jedes Konzept an. Sie verschleuderten ihre Steine und töteten einige der Crols, dann mußten sie vor den Bestien die Flucht ergreifen. Inzwischen war das Verschwinden des Jungtiers von den Müttern entdeckt worden. Sie alarmierten die männlichen Tiere, die sofort die Verfolgung einstellten und sich auf die Suche machten. Der Häuptling und seine überlebenden Jäger erreichten den Waldrand. Urabali trat ihm entgegen.

„Warum hast du mir die Jagd verdorben und das Leben unserer Männer unnötig in Gefahr gebracht? Wie ich sehe, sind fünf von ihnen nicht zurückgekehrt. Und wo ist deine Beute?“

Der Häuptling starre ihn wütend an.

„Wir haben gekämpft, und wo warst du? Du bist also doch ein Feigling. Statt uns zu helfen, hast du dich im Gras verkrochen.“

„Du irrst, Häuptling. Während ihr nutzlos eure Steine verschleudertet, habe ich ein Jungtier erlegt.“ Er deutete zum Waldrand. „Dort liegt es. Nehmt es mit zurück ins Lager.“

Der Häuptling protestierte nicht, als zwei der Jäger den erlegten jungen Crol auf die Schultern nahmen und vorangingen. Wortlos folgte er ihnen, ohne Urabali noch eines Blickes zu würdigen. Sie waren der Entscheidung wieder einen Schritt näher. Und diese Entscheidung konnte nur bedeuten, daß einer von ihnen starb.

Der Crol war ausgenommen worden und drehte sich bereits über dem Feuer, als Urabali die Höhlen erreichte. Er setzte sich auf einen der flachen Ufersteine und sah zu, wie die Frauen den Spieß drehten. Mehrmals begann das von dem Fett getränkte Holz aufzulodern, und die Frauen mußten Wasser darüber schütten. Urabali wußte selbst nicht, warum er in diesem Augenblick ausgerechnet an die dunklen Adern in dem Gestein denken mußte, aus dem er heute früh noch die Wurfgeschosse mit dem Holzstamm herausgebrochen hatte. Er wußte nur, daß dieses schwarze, bröckelige und weiche Gestein seinem Leben und dem seines Volkes eine Wende bringen würde. Gleichzeitig erinnerte es ihn an das halbverbrannte Holz, das überall auf der Erde herumlag und noch glühte.

Der Häuptling hatte sich wortlos in seine Höhle zurückgezogen, aber als die Frauen damit begannen, das gebratene Fleisch zu zerteilen, kam er wieder zum Vorschein. Ohne Urabali auch nur anzusehen, nahm er sich den Löwenanteil und verschwand wieder. Einige der Männer murrten, unternahmen aber nichts. Ihr Respekt vor dem Häuptling war immer noch zu groß. Ihre Sympathie jedoch, das spürte Urabali deutlich, wandte sich immer mehr ihm zu. Auch er nahm sich ein Stück Fleisch und ging damit hinab zu dem Felsen, wo er sich niederhockte und bedächtig aß. Als er damit fertig war, warf er den abgenagten Knochen in den Fluß und wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Felsen zu. Mit einem starken

Holzspan versuchte er, ein wenig von dem schwarzen und porösen Gestein herauszubrechen. Es ging leichter als gedacht. Das Zeug war nicht als Wurfgeschoß zu gebrauchen. Es zerbröckelte, wenn man die Faust darum schloß. Aber immerhin - wenn es auch so aussah wie halbverbranntes Holz, so war es doch fester. Und wenn es brannte, dann würde es sicherlich viel länger und heißer brennen als Holz.

Einige der Männer kamen herbeigeschlendert, setzten sich und sahen zu, was Urabali machte. Er wollte ihnen seine Absicht erklären, aber dann sah er ein, daß es besser war, ihnen sein Vorhaben in der Praxis vorzuführen. Er brach noch weitere Stücke des schwarzen Gesteins aus der Felsspalte und sammelte sie ein.

„Kommt mit zum Feuer, ich will euch etwas zeigen.“

Sie folgten ihm unschlüssig, aber sie hatten heute schon einmal erlebt, daß Urabali gute Ideen hatte. Was er allerdings mit den schwarzen Steinen plante, war ihnen nicht klar.

Die Frauen hatten inzwischen aufgeräumt und die Reste des Mahls beseitigt. Das Feuer glomm noch. Urabali warf seine schwarzen Steine in die Glut und setzte sich. Er nickte den Männern zu.

„Wartet ab, was geschieht“, riet er.

Einer von ihnen meinte:

„Warum löschest du das Feuer?“

„Abwarten!“ riet Urabali abermals. „Du wirst sehen, daß es bald besser brennt als je zuvor. Du wirst auf deinem Platz nicht sitzen bleiben können, weil es zu heiß wird.“

Wiederum wußte er nicht, warum er das sagte, aber eine innere Stimme sagte ihm, daß er recht behalten würde. Er konnte nicht ahnen, daß das Bewußtsein einer fremden Intelligenz ihn beherrschte und ihn Dinge tun ließ, die er von selbst niemals getan hätte.

Die Frauen waren bei den Höhleneingängen stehengeblieben und sahen aus sicherer Entfernung zu, was Urabali tat. Hinter ihnen stand der Häuptling. Seit gestern hatte er schon zweimal am eigenen Leibe erfahren müssen, daß ihm der junge Jäger überlegen war. Er verspürte keine Lust, heute noch eine dritte Niederlage einstecken zu müssen.

Das schwarze Gestein begann zu glimmen. Das Glimmen wurde immer stärker, bis es eine solche Hitze ausstrahlte, daß die dem Feuer am nächsten sitzenden Männer wegrückten. Als noch ein wenig Wind aufkam, wurde das Glimmen allmählich zu einer Glut. Die Steine, die um das Feuer herumlagen, wurden rot.

Urabali erhob sich.

„Ich gehe in meine Höhle und schlafe. Bleibt hier und wacht über das Feuer. Weckt mich, wenn es erlischt.“

Er verkroch sich in sein Versteck, wo ihn der Häuptling nicht überraschen konnte, ohne ihn zu wecken.

Als er am nächsten Morgen zum Feuer zurückkehrte, saßen die Männer immer noch da und starrten in die verglimmende Glut.

Der schwarze Stein hatte die ganze Nacht über gebrannt.

## 2.

Ernst Ellert wußte, daß es sehr lange dauern würde, bis er sein Ziel erreicht hatte. Obwohl der Anfang recht vielversprechend war, würde er vielleicht die gesamte Lebensspanne Urabalis durchleben müssen, ehe er erfuhr, in welchem Teil des Universums er sich befand. Der junge Jäger war ihm in den wenigen Tagen des Zusammenseins bereits so sympathisch geworden, daß er es niemals übers Herz gebracht hätte, vorzeitig seinen Tod zu verschulden.

Er erinnerte sich der Feuerwürmer, in deren Körper er einige Jahrtausende gelebt hatte, als diese noch die Erde bevölkerten. Er entsann sich, daß er einst in Gestalt eines Fisches aufs Land kletterte und seine Flossen als Füße benutzte. Dann war er ein riesiger Saurier gewesen.

Und schließlich hatte er eine Horde von Steinzeitmenschen angeführt und sie zu Beherrschern ihres Landes werden lassen.

Obwohl damals Jahrmillionen vergangen waren, hatte ihm das nichts genützt. Es war ihm nicht gelungen, die Gegenwart wiederzufinden. Jene Gegenwart nämlich, die sein Schicksal verursacht hatte.

Nun war er Urabali - und er lebte. Er konnte feste Gegenstände fühlen, er war in der Lage, Schmerzen und Emotionen zu empfinden. Er würde lieben, und er würde hassen können. Urabali hatte die Kohle entdeckt. Es würde besser sein, von nun an die Entwicklung langsamer voranzutreiben, sonst würde der junge Jäger nicht der Häuptling, sondern der Zauberer des Stammes werden.

Bei den Dreifüßlern aber hatte der Zauberer nicht viel zu sagen. Er mußte sich nach den Anordnungen des Häuptlings richten und durfte nur solche Wunder vollbringen, die in dessen Sinn waren.

Also entschloß sich Ernst Ellert, den Dingen ihren Lauf zu lassen und nur hin und wieder nachzuhelfen.

Der Stamm der Dreifüßler war bei den Felsen geblieben, allein schon deshalb, weil die schwarzen Steine so gut und so lange brannten. Außerdem brachten die Jäger fast jeden Tag einen jungen Crol ins Lager, und so gab es genug Fleisch zu essen. Hier bei den steilen Felsen waren sie vor den Angriffen der Bestien sicher. Außerdem gab es nun mehr als genug Steine. Der Häuptling verhielt sich passiv. Er ging Urabali aus dem Weg, wann immer er konnte. Seitdem das Feuer der schwarzen Steine brannte, betrachtete er ihn sogar mit einer Art von Ehrfurcht und Scheu. Trotzdem blieb Urabali wachsam. Er verspürte keine Lust, das Opfer eines heimtückischen Mordanschlags zu werden.

Viele Tage vergingen, bevor ein Ereignis eintrat, das Urabalis Leben völlig verändern sollte. Er hatte sich nie viel aus den Frauen des Stammes gemacht, denn er hatte schon viel zu oft erlebt, welchen Ärger manche Männer mit ihren Frauen hatten. Das Stammesgesetz schrieb vor, daß jeder Mann die von ihm gewählte Frau bis zu ihrem Tode behalten mußte. Und so kam es, daß manche vier bis fünf Frauen hatten, die sie ernähren und mit denen sie sich herumschlagen mußten. Urabali war fest entschlossen, es niemals so weit kommen zu lassen. An diesem Tag verbarg die Sonne sich hinter einer dichten Wolkendecke. Es begann zu regnen. Mit Hilfe von flachen Steinen schoben die Frauen die Glut der Feuer in die Höhlen, damit sie nicht erloschen. Der alte Marutara half ihnen dabei. Er hatte nur eine einzige Frau und eine Tochter.

Diese Tochter hieß Panar, und es gab viele junge Jäger im Stamm, die ihre Gunst zu erringen versuchten. Vom Standpunkt der Dreibeiner aus gesehen, war Panar ein junges und hübsches Mädchen. Bisher hatte sie alle Bewerber abgewiesen, denn sie wartete darauf, daß Urabali sie fragen würde. Aber Urabali schwieg.

Marutara war mit seiner Arbeit, den Frauen beim Aufräumen zu helfen, fertig, und er beschloß, den Rest des Tages mit Schwatzen zu verbringen. Schwatzen war seine Lieblingsbeschäftigung. Er brachte die Neuigkeiten, die er von den Frauen erfuhr, zu den anderen Gruppen des Stammes, und wenn der Tag vorbei war, hatten alle ihre Neuigkeiten. Da es draußen kühl und naß war, hatten sich auch die Männer in die Höhlen zurückgezogen. Als er bei der ersten Gruppe ankam, hatte Marutara ihnen noch nicht viel Neues zu berichten. „Die Feuer brennen noch immer, seit Urabali uns die schwarzen Steine gebracht hat“, sagte er und setzte sich. „Sie sind besser als das Holz aus dem Wald.“

Einer der Jäger lachte.

„Das wußten wir schon“, rief er. „Aber hier - nimm ein Stück Fleisch vom letzten Braten. Deine Frau wird sicher Hunger haben - und Panar auch.“

„Sie wird Hunger haben, solange sie keinem Mann gehört“, sagte ein anderer der Jäger.

„Wenigstens wird sie nicht zu fett“, meinte ein dritter.

Marutara kannte diese Reden und machte sich nichts mehr aus ihnen. Er nahm sein Fleisch,

nickte den Männern zu und humpelte aus der Höhle. Als er in der nächsten den Feuerschein gewahrte, stolperte er hinein, um den Versammelten seine alte Geschichte zu erzählen. So erbettelte er sich die Reste der Mahlzeiten, damit er, seine Frau und seine Tochter nicht zu hungern brauchten. Er selbst war zu alt zum Jagen.

In der dritten Höhle saßen nur drei Jäger. Marutara kannte sie gut. Sie waren etwa so alt wie Urabali und von Kind an seine Freunde gewesen. In der letzten Zeit jedoch hatten sie sich von ihm zurückgezogen. Vielleicht geschah das deshalb, weil Urabali die Gunst des Häuptlings verloren hatte.

„Ich hatte gehofft, er wäre bei euch“, sagte er, während er sich umständlich setzte. Die drei Jäger wußten sofort, wen er meinte. „Bei dem Regen kann er doch nicht auf die Jagd gegangen sein.“

„Urabali ist in seiner Höhle - allein“, sagte einer der drei Männer. „Er hat sich sehr verändert.“

„Das ist wahr“, gab der Alte ihm recht. „Aber er hat uns gesagt, wie wir Steine finden, um die Crols zu erschlagen. Und er hat uns die schwarzen Steine gebracht, die so lange und so gut brennen. Warum soll sich nicht jemand ändern, der solche Dinge vollbringt?“

„Der Häuptling wird ihn eines Tages erschlagen“, sagte ein anderer der Jäger.

Marutara sah ihn über das Feuer hinweg an.

„Warum sollte der Häuptling Urabali töten wollen, wenn er nur Gutes für den Stamm tut?“

„Weil der Häuptling nicht selbst dieses Gute getan hat“, lautete die Antwort desselben Jägers.

Der dritte Jäger sagte geheimnisvoll:

„Ja, der Häuptling wird ihn töten. Ich weiß es. Morgen noch wird er es tun.“

„Woher willst du das wissen?“

„Weil ich selbst gehört habe, wie er es sagte. Er sprach mit seinen Frauen darüber. Nun weißt auch du es.“

Marutara war ein alter Mann, und vor ihm lag nur noch eine kurze Lebensspanne. Sein eigenes Leben hatte für ihn jede Bedeutung verloren. Aber die Zukunft des Stammes, sie war wichtig für ihn. Der Häuptling war stark und listig, aber er war auch feige. Und er war nur deshalb Häuptling geworden, weil auch sein Vater Häuptling war. Er hatte dem Stamm noch nie etwas Gutes gebracht, aber alle fürchteten ihn. Viele Männer waren schon gestorben, weil sie seinen Platz einnehmen wollten. Und von vielen wußte man nicht einmal, wie sie gestorben waren. Sie waren einfach verschwunden.

„Er wird Urabali zum Zweikampf fordern?“ fragte Marutara lauernd.

„Das weiß niemand von uns. Wir wissen nur, daß er ihn morgen töten will. Hier hast du einen Knochen. Er ist noch nicht abgenagt.“

Marutara nahm die Gabe und verließ die Höhle. Auf dem Weg zu seiner eigenen begegnete er dem Häuptling. Er stand breitbeinig auf dem kleinen Plateau und sah ihm mit finsternen Blicken entgegen. Mit einem Blick streifte er die Fleischreste, die der Alte trug.

„Hast du dir wieder etwas zusammengebettelt? Du bist zu alt für die Jagd, nicht wahr? Es wird Zeit, daß du uns für immer verläßt.“

Marutara wußte, daß ihm niemand helfen würde, wenn der Häuptling den Stein auf ihn warf. Demütig sagte er:

„Man hat es mir freiwillig gegeben, großer Häuptling. Und ich bin für niemanden eine Last, denn ich werde noch heute in den Wald gehen und Holz bringen. Bei dem Wetter geht sonst niemand.“

„Wir haben Holz genug, du kannst dir den Weg sparen. Geh in deine Höhle! Und schick mir deine Tochter Panar - ich möchte mit ihr reden.“

Das also ist der Grund, dachte Marutara, während er an dem Häuptling vorbeiging, warum ich noch lebe. Er will Panar haben. Als ob er noch nicht genug Frauen hätte. Ich werde sie nicht zu ihm schicken, und wenn er mich dafür erschlagen sollte.

Zusammen mit seiner Familie teilte er die Höhle mit einigen anderen Jägern. Seine Frau und seine Tochter lagen bereits auf dem getrockneten Reisig. Er legte sich zu ihnen. Er gab ihnen

das Fleisch und begnügte sich mit dem Knochen. Während sie aßen, flüsterte er:  
„Panar, der Häuptling will, daß ich dich zu ihm schicke. Du weißt, was er von dir will. Du wirst nicht gehen!“

Sie ließ das Stück Fleisch sinken, aus dem sie gerade mit ihren Zähnen ein Stück herausgerissen hatte.

„Du meinst...?“

„Du wirst nicht gehen!“ wiederholte er, ohne ihre Frage zu beantworten. „Ich habe gehört, daß er morgen Urabali töten will. Du wirst nicht die Frau eines Mannes werden, der Urabali tötet.“ Sie legte das restliche Fleisch auf den Boden und stand auf.

„Ich werde gehen!“ sagte sie.

Marutara hielt sie fest.

„Wohin willst du gehen? Zum Häuptling? Was willst du von ihm?“

Sie bückte sich, damit sie nicht so laut reden mußte.

„Nein, ich gehe nicht zum Häuptling. Ich gehe zu Urabali. Ich werde ihm sagen, daß der Häuptling ihn morgen töten will.“

Marutara ließ sie los.

„Dann wird der Häuptling auch dich töten“, warnte er sie. „Aber du bist die einzige, die ihn warnen kann. Achte darauf, daß der Häuptling dich nicht sieht. Er ist vor seiner Höhle.“

Sie lächelte flüchtig und nahm eine Holzschale. Laut sagte sie:

„Es ist gut, Vater. Ich gehe Wasser holen.“

Das gleichmäßige Rauschen des Regens hatte Urabali eingeschläfert, obwohl er das Tageslicht am Eingang der Höhle sehen konnte. An einem Tag wie diesem ging man nicht auf die Jagd. Also hatte er sich auf sein Reisiglager in der Höhlennische gelegt, die er sich schon am ersten Tag ausgesucht hatte.

Er wachte auf, als einer der Kiesel knirschte, die er gestreut hatte. Gegen das grauweiße Licht, das in die Höhle fiel, zeichnete sich die Gestalt eines Dreibeiners ab. Er wußte nicht, wer es war, denn das Gesicht war im Dunkeln. Ehe er jedoch aufspringen konnte, sagte eine ihm wohlbekannte Stimme:

„Ich bin's, Panar! Ich wollte dich warnen, Urabali. Der Häuptling will dich morgen töten.“

Urabali richtete sich ein wenig auf, blieb aber liegen.

„Komm näher, Panar. Aber sei vorsichtig, falle nicht über die kleinen Steine.“

Panar wußte nicht, was die Steine zu bedeuten hatten, aber sie dachte bei sich, daß es gut wäre, wenn Urabali sich eine Frau nähme. Schon deshalb, damit sie seine Höhle in Ordnung hielt. Vorsichtig ging sie weiter, bis sie sein Lager erreichte. Sie blieb stehen. Er sagte:

„Komm, setz dich zu mir und erzähle. Woher weißt du, daß der Häuptling mich morgen töten will?“

„Mein Vater hörte es von den Männern, bei denen er sich Fleisch holte. Sie wissen es alle, nur du weißt es nicht, Urabali.“

Er wußte natürlich schon lange, daß der Häuptling etwas gegen ihn im Schilde führte. Aber er kannte den genauen Zeitpunkt nicht - und nun kam Panar, die Tochter Marutaras, und sagte es ihm.

„Morgen, hast du gesagt? Morgen wird er mich also zum Zweikampf fordern?“

„Vielleicht tut er es, vielleicht tut er es aber auch nicht. Das weiß niemand. Sie wissen nur alle, daß er dich morgen töten will.“

Es war Urabali klar, daß der Häuptling irgend jemandem seine Absicht verraten haben mußte. Aber wem? Sollte es unter den Männern des Stammes noch einen geben, der seinen Tod wünschte? Er hatte bisher nur Gutes für den Stamm getan, und er wußte genau, daß er noch viel mehr für ihn tun würde.

„Panar, geh jetzt zu deinem Vater zurück. Sage ihm, daß ich niemals vergessen werde, was er für mich getan hat. Und ich danke auch dir, Panar. Und wenn du zum Häuptling gehst, vergiß nicht, daß du einen besseren Mann als ihn haben kannst.“

„Ich werde nicht zum Häuptling gehen“, sagte sie.

Sie nahm ihre Holzschüssel, stand auf und ging. Urabali sah ihr nach, bis sie hinter dem Höhleneingang verschwand. Er bewunderte den Mut des Mädchens Panar, das ihn gewarnt hat, obwohl sie damit ihr eigenes Leben in Gefahr brachte. Warum nur hatte sie das getan? Es waren noch andere außer ihm in der Höhle, aber sie kümmerten sich nicht um ihn. Seine Nische lag im Hintergrund und bildete zugleich den Abschluß. Von hier aus gab es keinen Fluchtweg, aber die Nische ließ sich dafür gut verteidigen. Das war auch der Grund, warum Urabali sie gewählt hatte. Unter dem Reisig seines Lagers hatte er eine Menge faustgroßer Steine versteckt. Damit hätte er einer richtigen Belagerung standhalten können.

Als die Dämmerung anbrach, erhob er sich und ging hinaus. Es hatte aufgehört zu regnen, aber es war naß und kühl. Marutara kam gerade aus dem Wald. Er schleifte einige vertrocknete Äste hinter sich her und watete durch den Fluß. Urabali ging dem Alten entgegen und half ihm. Am Ufer angekommen, sagte er:

„Deine Tochter hat mich gewarnt. Sie ist von nun an in großer Gefahr. Ich werde auf sie aufpassen.“

„Du wirst genug damit zu tun haben, auf dich selbst aufzupassen. Wenn der Häuptling dich zum Zweikampf fordern würde, wie es das Gesetz vorschreibt, würdest du siegen. Aber wenn er dich aus dem Hinterhalt ermordet, wird man deine Leiche niemals finden. Du bist auf die Jagd gegangen und nicht mehr zurückgekehrt. Und vielleicht verläßt der Häuptling am morgigen Tag noch nicht einmal seine Höhle.“

„Was willst du damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß es vielleicht einer der Jäger für den Häuptling tun wird. Wer weiß, was er ihm dafür versprochen hat. Vergiß nicht, daß er heute Panar sehen wollte. Vielleicht will er sie gar nicht für sich selbst haben.“

Diese Andeutung war Grund genug für Urabali, erneut nachzudenken. War es möglich, daß einer der Jäger ihn töten würde, wenn er zur Belohnung Panar erhielt? Urabali wußte, daß viele von ihnen die Tochter Marutaras zur Frau haben wollten. Welcher also von ihnen war es?

Der alte Mann schien seine Gedanken erraten zu haben. Er sagte:

„Niemand kann deine Fragen beantworten. Du mußt den morgigen Tag abwarten, und du mußt vorbereitet sein. Ob du in der Höhle bist oder auf die Jagd gehst, der Mörder wird in deiner Nähe sein. Achte darauf, wer dich begleiten möchte. Und laß den Häuptling nicht aus den Augen! Ich könnte Panar zum Häuptling schicken, wie er es verlangte, dann würden wir vielleicht sehr bald wissen, wer es ist, dem sie zugesprochen werden soll. Aber es könnte auch sein, daß er sie in dieser Nacht für sich behalten will. Und das lasse ich nicht zu.“

„Panar wird nicht zu ihm gehen!“ befahl Urabali. „Eines Tages, wenn alles vorbei ist, wird sie in meiner Höhle wohnen und mein Lager teilen. Und dann werde ich für dich sorgen, Marutara. Du wirst nicht mehr betteln gehen.“

„Du wirst Panar zur Frau nehmen?“

„Ja, das werde ich tun - wenn sie es will.“

Der alte Mann sammelte sein Holz zusammen, um es zu den Höhlen zu bringen. Zum Abschied sagte er:

„Wenn du mich heute in der Nacht brauchst - oder morgen -, dann laß es mich wissen. Und - halte die Augen offen!“

Urabali rief hinter ihm her:

„Und du deine Ohren!“

Nun war es dunkel geworden. Urabali kehrte in seine Höhle zurück. Er hatte noch etwas getrocknetes Fleisch, von dem er aß. Morgen mußte er auf die Jagd gehen, wenn er keinen Hunger leiden wollte. Er setzte sich auf sein Lager, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, und beobachtete die anderen Männer und Frauen in der Höhle. Sie saßen in kleinen Gruppen um verschiedene Feuer und sprachen nur wenig. Urabali hätte gern gewußt, ob einige von

ihnen die Pläne des Häuptlings kannten, aber er wollte sie nicht fragen. Wenn einer von ihnen ein wirklicher Freund war, würde er von selbst zu ihm kommen. Aber es kam niemand. Obwohl er in seinem Leben noch nie so einsam gewesen war wie jetzt, wußte er, daß er Freunde hatte - mindestens zwei. Das Gefühl machte ihn glücklich, und er fürchtete den morgigen Tag plötzlich nicht mehr.

### 3.

Obwohl er wach bleiben wollte, war Urabali eingeschlafen. Und als er endlich erschrocken in die Höhe fuhr, war es draußen bereits hell. Die Männer, die mit ihm die Höhle teilten, bereiteten sich schon auf die Jagd vor. Keiner von ihnen fragte Urabali, ob er sie begleiten wollte.

Erst als sie gegangen waren, stand Urabali auf. Er war fest entschlossen, dem Stamm heute eine Lehre zu erteilen, wenn der Häuptling tatsächlich sein Vorhaben durchführen wollte. Nicht umsonst hatte Urabali sich zwei Tage und zwei Nächte in einem Gebiet jenseits der großen Waldlichtung aufgehalten, auf einem flachen Hügel, dessen Kuppe aus nacktem Gestein und flachen Felsmulden bestand. In einer solchen Mulde hatte er ein großes Feuer gemacht und Erz hineingeworfen. Natürlich wußte Urabali nicht, was Erz war, aber eine innere Stimme hatte ihm befohlen, was er tun sollte. Später, als das Feuer erloschen war, hatte er die Asche beiseite geräumt und unter den noch heißen Steinen das graue Metall gefunden. Eisen!

Und wieder hatte es einen ganzen Tag und eine ganze Nacht gedauert, bis er das kleine Stück Metall glühend gemacht und nach seinem Willen geformt hatte.

Nun besaß Urabali als erster Dreibeiner ein Messer.

Er hatte es gleich am nächsten Tag ausprobiert und einen Crol damit erledigt. Er wußte also, wie er damit umzugehen hatte.

Er befestigte den Beutel mit den Wurfsteinen an seinem Gürtel und schob das Messer so dahinter, daß man es nicht sehen konnte. Ohne sich noch einmal umzudrehen, verließ er die Höhle. Den Häuptling sah er nicht. Er begegnete Panar und ihrer Mutter, die gerade Wasser aus dem Bach holten. Er nickte ihnen freundlich zu und sagte zu Marutara, der ihm aus der Höhle entgegenkam:

„Ich werde dir einen jungen Crol mitbringen, den du von deiner Frau und deiner Tochter zubereiten lassen kannst. Sorge dafür, daß genügend Holz da ist. Es soll ein Festmahl werden.“

„Die Jäger sind in den Wald gegangen, Urabali. Der Häuptling ist ihnen ein wenig später gefolgt - allein. Nimm dich in acht!“

„Ich bin auf seinen Angriff vorbereitet“, beruhigte ihn Urabali und ging.

Er folgte der Spur der Jäger und entdeckte nach einiger Zeit die eines einzelnen Dreibeiners, die nach rechts abzweigte. Wenn der Häuptling wirklich allein gegangen war, so mußte es die seine sein. Kurz entschlossen nahm Urabali die Fährte auf. Sie brachte ihn in ein Gebiet, das er noch nicht kannte. Der Fluß machte hier eine Biegung und hatte eine Felsbarriere durchbrochen. In tosenden Kaskaden stürzte er in die Tiefe. Es gab kaum noch Bäume, denn Humus hatte sich nur in den Gesteinsspalten angesammelt.

Mehrmals verlor Urabali die Spur, fand sie aber immer wieder. Es war ihm klar, daß der Häuptling nun ganz nahe sein mußte, denn es konnte keinen besseren Ort geben, einen Gegner für immer verschwinden zu lassen.

Jetzt waren es nur noch die einzelnen Felsbrocken und Vorsprünge, die Deckung boten. Urabali nutzte sie aus, indem er von einem zum anderen sprang, wartete und lauschte. Aber viel konnte er nicht hören, denn das Donnern der Wasserfälle übertönte alle anderen Geräusche.

Urabali fragte sich, woher der Häuptling wissen konnte, daß er ihm folgen würde. Hatte er mit Absicht von seinem Mordplan berichtet, damit ihm, Urabali, jemand diese Neuigkeit überbrachte?

Der Stein, der plötzlich auf ihn zugeflogen kam, streifte beinahe seinen Kopf. Er war mit solcher Wucht geschleudert worden, daß er in mehrere Teile zersprang, als er gegen die Felsen prallte. Urabali duckte sich sofort und blieb in Deckung. Er wußte jetzt, wo der heimtückische Angreifer verborgen war. Unmittelbar neben dem Abgrund, in dessen Tiefe das Wasser rauschte, war eine Gruppe von kleineren Felsen. Sie bildeten eine lückenhafte Mauer um ein kleines Plateau, von dem aus man einen guten Überblick hatte. Aber die kleine Festung hatte auch ihren Nachteil: es gab einen toten Winkel.

Urabali nahm drei Steine aus seinem Beutel und richtete sich langsam auf. Er achtete darauf, daß sein Körper in Deckung blieb. Nur den Kopf schob er vorsichtig höher, bis er über den Rand des Felsens sehen konnte. Darauf schien sein Gegner nur gewartet zu haben. Ein weiterer Stein kam geflogen, verfehlte jedoch sein Ziel.

Natürlich war es völlig sinnlos für Urabali, überhaupt nur den Versuch zu unternehmen, von dieser Stelle aus seinen Gegner treffen zu wollen. Trotzdem schleuderte er einen Stein in die Bastion hinauf. Er hoffte, daß der Häuptling - es mußte der Häuptling sein - ihn dadurch unterschätzte. Er sollte das Gefühl bekommen, der Überlegenere zu sein.

Etwa eine halbe Stunde später hatte Urabali nur noch drei Steine. Der Häuptling hingegen mußte sich in seiner kleinen Festung einen gehörigen Vorrat angelegt haben, denn er warf fast ununterbrochen. Urabali konnte sich die Wurfgeschosse nicht holen, ohne seine Deckung zu verlassen. Er überlegte, wie er den Häuptling aus seiner Felsenfestung herauslocken konnte. Er beschloß erst einmal festzustellen, ob es wirklich der Häuptling war.

„Heraus, du Feigling! Kämpfe mit mir, wie es sich gehört! Ich glaube fast, daß sich dort oben ein altes Weib versteckt hat.“

Eine Weile geschah nichts. Die Worte schienen den Häuptling schockiert zu haben. Aber als Urabali den Kopf wieder über seinen Felsbrocken hob, kamen gleich drei Steine auf einmal geflogen. Nur mit Mühe wich er ihnen aus, aber nun hatte er genau gesehen, woher sie kamen. Er schätzte die Entfernung ab. Drei Sprünge würden ihn genau in den toten Winkel bringen. Wenn der Häuptling ihm dann noch etwas anhaben wollte, mußte er aus seiner Deckung kommen. Und Urabali hatte immerhin noch drei Steine. Und das Messer!

Die Wolken hatten sich verzogen und die Sonne schien. Das von den Fällen auf das Plateau herübersprühende Wasser ließ keine Hitze aufkommen. Urabali fühlte sich frisch. Er wartete nur auf die Chance, seinem Gegner endlich offen gegenüberzutreten zu können. Entschlossen spannte er die Beinmuskeln, und dann raste er hinter seiner Deckung hervor, um unter den kleinen Hügel zu gelangen, wo er sich in eine Mulde warf. Vorsichtig sah er nach oben. Erfreut konnte er feststellen, daß seine Vermutung richtig war. Über ihm waren nur die leicht überhängenden Felsen der Bastion. Es mußte dem Häuptling unmöglich sein, ihn von dort oben zu sehen. Aber noch während er seinen nächsten Schritt überlegte, hörte er hinter sich plötzlich ein Geräusch.

Er blieb liegen, drehte aber den Kopf. Was er sah, ließ das Blut in seinen Adern stocken.

Zwei erwachsene Crols waren auf die Lichtung getreten.

Das Gesetz des Stammes befahl, daß jeder Dreibeiner dem anderen helfen mußte, wenn dieser in Gefahr geriet. In diesem Fall befand sich der Häuptling in der besseren Position. Es war seine Pflicht, die Crols zu töten, ehe sie Urabali, der relativ schutzlos unter der Felsenfestung lag, angriffen.

Aber nichts dergleichen geschah. Urabali hörte den Häuptling rufen:

„Nicht ich werde dich töten, Urabali, sondern die Crols! Ich werde zu den Höhlen zurückkehren und dem Stamm sagen, daß du ein schlechter Jäger warst. Kämpfe endlich, du Feigling!“

Urabali hatte durchaus nicht die Absicht, sich von den beiden Crols umbringen zu lassen.

Seine drei Steine wurfbereit in den Händen, richtete er sich ein wenig auf, um besser werfen und zielen zu können. Der bevorstehende Angriff der Crols würde die Aufmerksamkeit des Häuptlings auf sie lenken, und für einen Augenblick würde er ihn, Urabali, vergessen. Das würde sein Verderben sein.

Wie erwartet, griffen die Bestien sofort an. Urabali hatte genug Erfahrung im Umgang mit ihnen, um blitzschnell und überlegt handeln zu können. Zwei Steine schleuderte er gleichzeitig, während er den dritten als Reserve behielt. Der eine Crol brach mit durchschlagener Schädeldecke tot zusammen, während der andere nicht so gut getroffen wurde. Wutentbrannt stürzte er sich auf den kleineren Gegner, wurde aber von dem dritten Stein getroffen und fiel, wie vom Blitz gefällt.

Urabali verlor keine Sekunde. Der zweite Crol lag kaum, da huschte er auch schon schräg den Abhang empor und erreichte die ersten schützenden Felsbrocken. Er schlüpfte durch eine der Lücken und sah den Häuptling, der hinter seiner Felsbarriere stand und nach unten blickte. Er wandte Urabali den Rücken zu.

Urabali, der nun keinen Wurfstein mehr besaß, zog das Messer. Er ging weiter, bis er die Mitte des kleinen Felsplateaus erreichte. Das Geräusch der nahen Wasserfälle hatte seine Schritte verschluckt. Der Häuptling war nur wenige Meter von ihm entfernt. In seinen drei Händen hielt er die Steine wurfbereit, während er nach unten rief:

„Ich war es, der die Crols erlegte. Sicher wirst du anderen wieder erzählen wollen, du seiest es gewesen, du Feigling! Warum kommst du nicht aus deinem Versteck? Dort kannst du nicht einmal kämpfen.“

Das Messer in der Hand, sagte Urabali:

„Hier bin ich, Häuptling. Dreh dich um, dann kannst du kämpfen.“

Noch nie in seinem Leben hatte Urabali ein so entsetztes Gesicht gesehen, als der Häuptling sich umwandte und ihn erblickte.

„Du warst zu feige, mich zum Zweikampf zu fordern“, sagte Urabali. „Du wolltest mich aus dem Hinterhalt töten. Jetzt aber mußt du offen mit mir kämpfen.“

Abermals veränderte sich der Ausdruck im Gesicht des Häuptlings. Die schreckgeweiteten Augen wurden wieder kleiner, und dann begannen sie vor Haß zu funkeln. Er hatte den leeren Beutel für die Wurfsteine an Urabalis Gürtel entdeckt. Den kleinen Gegenstand in seiner Hand beachtete er nicht.

„Deine Hände sind leer, aber du willst mit mir kämpfen?“

„Du vergißt dieses hier“, sagte Urabali und hob die rechte Hand, in der er das Messer hielt.

„Es wird die neue Waffe des Stammes werden, wenn du tot bist. Damit können wir so viele Crols erlegen, wie wir brauchen. Warum eigentlich willst du mich töten?“

Der Häuptling starrte ihn an. Seine Arme hingen noch lose herab, mit den drei Händen hielt er seine Steine umklammert. Er sagte:

„Du willst Häuptling werden, deshalb mußt du sterben. Vielleicht bist du in manchen Dingen klüger als ich, aber heute bist du dumm. Du bist mir gefolgt und in die Falle gegangen. Und nun hast du keine Steine mehr. Deine neue Waffe sieht nicht sehr gefährlich aus.“

„Aber sie ist es, Häuptling. Wurf endlich den ersten Stein. Den zweiten wirst du nicht mehr werfen können.“

Die Entfernung zwischen ihnen betrug nicht mehr als fünf Meter. Ein Wurfstein konnte sein Ziel kaum verfehlen, wenn der Gegner nicht ungewöhnlich geschickt und wendig war. Aber schließlich hatte der Häuptling drei Steine. Darauf schien er sich zu verlassen. Sein mittlerer Arm kam urplötzlich hoch, holte aus und schnellte wieder nach vorn. Noch während der Stein seine Hand verließ, duckte sich Urabali blitzschnell. Halb im Liegen warf er das Messer. Er hatte auf die Mitte des Körpers gezielt, und er mußte damit rechnen, daß auch der Häuptling auf die gleiche Art und Weise dem Geschoß ausweichen würde. Er konnte auf keinen Fall damit rechnen, daß Urabali seine unbekannte Waffe in Richtung seines Bauches warf, statt, wie üblich, auf den Kopf zu zielen. Der Erfolg war, daß das Messer in seinen Hals drang.

Urabali richtete sich auf und sprang zurück, als der Häuptling zu Boden stürzte. Dann ging er zu ihm, packte das Messer am Griff und zog es aus der klaffenden Wunde. Der Häuptling lebte noch, aber er verdrehte bereits die Augen. Mit einer Mischung von Haß und Verwunderung sah er Urabali an, während sich seine Fäuste lösten und die beiden restlichen Steine fallen ließen.

„Deine ... neue ... Waffe ...“, stammelte er mit letzter Kraft.

„Es ist eine gute Waffe, Häuptling. Aber du wirst nicht mehr erleben, wie wir mit ihr jagen. Der Fluß wird dich zu den fernen Seen bringen, aber trotzdem wird der Stamm erfahren, was geschehen ist. Mit deinem Tod wird eine neue Zeit beginnen.“

Der Häuptling bäumte sich noch einmal auf und sank dann in sich zusammen.

Er war tot.

Es fiel Urabali nicht schwer, die Leiche bis zum Rand des Plateaus zu schleifen und in die Tiefe zu werfen. Dann wischte er das Messer an einem Grasbüschel ab, schob es in den Gürtel und sammelte einige der Steine auf, die herumlagen. Es war immer gut, gegen die Angriffe der Crols gewappnet zu sein, auch wenn man die neue Waffe besaß.

Die Sonne hatte inzwischen ihren höchsten Stand erreicht, und Urabali konnte nicht wissen, ob er heute noch einem jungen Crol begegnete. Er untersuchte die beiden getöteten Tiere und stellte fest, daß eines von ihnen noch nicht sehr alt war. Er zog sein Messer wieder aus dem Gürtel, zerlegte das Tier und nahm die besten Teile mit nach Hause.

Die anderen Jäger waren noch nicht zurück, als er das Lager erreichte. Als Marutara ihn durch den Fluß waten sah, die Beute auf der Schulter, humpelte er in seine Höhle und holte die Glut, um sie in den vorbereiteten Holzstoß zu werfen. Panar hingegen kam auf ihn zugerannt und blieb vor ihm stehen, als er das Ufer erreichte.

„Du lebst, Urabali! Du hast den Häuptling getötet?“

Urabali nickte.

„Ja, ich habe ihn getötet, als er im Hinterhalt auf mich lauerte. Du brauchst keine Angst mehr vor ihm zu haben. Niemand braucht mehr Angst vor ihm zu haben.“

„Alle haben gehofft, daß der Häuptling nicht zurückkehrt. Aber keiner durfte dir helfen.“

„Ich weiß, Panar. Aber dein Vater und du - ihr habt mir trotzdem geholfen. Wirst du heute abend mit mir kommen?“

Sie blickte ihn erstaunt an.

„Mit dir kommen? Wohin?“

„In meine Höhle, Panar. Ich möchte, daß du immer bei mir bleibst. Und dein Vater und deine Mutter.“

„Wenn du willst, werde ich mit dir kommen. Ich habe es mir schon lange gewünscht. Meine Mutter wird sehr froh sein - ich laufe gleich, um es ihr zu erzählen ...“

Urabali verstand nicht mehr, was sie sonst noch sagte, denn sie rannte schon davon. Vom aufflackernden Feuer her rief Marutara:

„Bring das Fleisch, Urabali! Wir wollen feiern!“

Er schien schon alles zu wissen, ohne gefragt zu haben. Allein die Tatsache, daß Urabali zurückgekehrt war, genügte ihm, den Hergang der Geschehnisse zu erraten.

Urabali warf die Fleischstücke auf den flachen Felsen neben dem Feuer. Er hockte sich nieder.

„Ich habe den Häuptling getötet. Wir brauchen einen neuen Häuptling. Du bist der Älteste des Stammes, du wirst die Männer heute zusammenrufen. Wir werden beraten, wer Häuptling wird.“

„Ich glaube, da gibt es nicht viel zu beraten. Du wirst unser neuer Häuptling sein. Was wirst du mit seinen Frauen machen?“

Urabali mußte über die Sorgen seines alten Freundes lachen.

„Sie werden die Höhle säubern und sie dann verlassen. Es gibt noch genug Jäger, die keine Frauen haben. Die Höhle des Häuptlings gehört von nun an mir. Du, deine Frau und Panar

werden dort mit mir wohnen. Ich werde Panar zur Frau nehmen."

Marutara nickte und schob die Fleischstücke auf einen Spieß, den er dann über das Feuer legte. Er deutete hinüber zum Waldrand.

„Die Jäger kehren zurück. Sie bringen keine Beute mit und werden heute hungrig müssen."

Urabali stellte bei sich fest, daß der alte Marutara an Selbstbewußtsein gewonnen hatte.

Früher wäre es für ihn selbstverständlich gewesen, sich vom Feuer zurückzuziehen und das Fleisch den anderen zu überlassen. Aber nun war er der Freund und der Schwiegervater des jungen Häuptlings, denn es konnte kein Zweifel daran bestehen, daß Urabali der neue Häuptling wurde. Einer der Jäger kam zum Feuer. Er betrachtete das von Urabali mitgebrachte Fleisch, das schon braun wurde, und sagte:

„Der Häuptling wollte dich heute töten. Wo ist er?"

Urabali kannte Keron als tapferen Mann, aber er hatte ihn nie leiden mögen. Keron war geschickt im Werfen der Steine, die immer ihr Ziel fanden.

„Der Häuptling ist tot, das solltest du wissen. Er lockte mich in einen Hinterhalt, aber ich war schneller als er. Heute werden wir einen neuen Häuptling wählen."

„Wir alle wußten, daß der Häuptling dich heute töten wollte. Er sagte es seinen Weibern, damit wir es erfuhren und dir verrieten. Aber wir haben es dir nicht verraten, um dich nicht in die Falle zu locken. Trotzdem bist du ihm gefolgt - aber du lebst. Ich glaube, daß du der neue Häuptling sein wirst."

Urabali schob ein Stück Holz nach.

„Sage den anderen, daß sie heute abend zu meinem Feuer kommen können. Marutara hat Fleisch und wird es ihnen geben. Dann können wir beraten, wer Häuptling sein wird."

Keron ging grußlos davon.

Marutara sah ihm nach und meinte:

„Ich traue ihm nicht. Er wollte schon immer Häuptling werden. Aber er war zu feige."

Urabali schüttelte den Kopf.

„Ich glaube nicht, daß er feige ist. Und ich glaube auch nicht, daß er Häuptling werden will. Seine Frau ist es, die die Frau eines Häuptlings sein möchte. Sie ist es, vor der wir uns in acht nehmen müssen."

Als es dunkel wurde, kamen die ersten Jäger mit ihren Frauen ans Feuer. Es war für Marutara und seine Frau ein ungewohntes Zeremoniell, das Fleisch zu zerschneiden und an die Jäger zu verteilen. Bisher war es stets umgekehrt gewesen, und er hatte nur die kläglichen Reste bekommen. Panar half ihren Eltern, aber immer wieder schweiften ihre Blicke ab und suchten Urabali, der mitten zwischen den Jägern saß.

Langsam wurde es dunkel. Marutara war es, der endlich die entscheidende Frage stellte:

„Der Häuptling ist tot, wir brauchen einen neuen Häuptling. Ich schlage Urabali vor, denn ich wüßte keinen besseren. Er hat uns gezeigt, wie wir Steine aus dem Felsen brechen können. Er hat uns gelehrt, die Feuer niemals mehr ausgehen zu lassen. Und er hat eine neue Waffe, mit der er den Häuptling tötete, ohne einen Stein zu schleudern. Wenn er Häuptling wird, werden wir diese neue Waffe eines Tages alle besitzen. Und ich prophezeie euch, daß unser Stamm niemals einen besseren Häuptling haben wird, als es Urabali sein wird."

Die Mehrzahl der Männer bekundeten ihr Einverständnis, indem sie mit ihren beiden äußeren Händen gegen die dritte schlugen. Keron war es, der sich schließlich Gehör verschaffte. Er rief:

„Marutara ist ein alter Mann, aber diesmal stimme ich ihm zu. Urabali soll unser neuer Häuptling sein! Ich jedenfalls gelobe ihm meine Treue."

Immer mehr Jäger wiederholten diesen Satz, der Einverständnis und Treueschwur zugleich bedeutete. Zum Schluß gab es niemanden mehr, der Urabali nicht zum Häuptling gewählt hätte.

Marutaras Frau kam aus der ehemaligen Höhle des alten Häuptlings zurück. Sie berichtete, daß die Frauen sie geräumt und sauber gemacht hatten. Die Lager waren vorbereitet.

Urabali nahm Panar bei der Hand.

„Jetzt bist du meine Frau, Panar. Marutara und deine Mutter werden bei uns wohnen.“

Sie folgte ihm in die Höhle, ohne sich umzudrehen.

Der alte Marutara legte noch einige Stücke Holz aufs Feuer, daß es hell aufflackerte. Er nickte seiner Frau zu, die gerade Wasser geholt hatte.

„Ich glaube, ich werde noch ein wenig hier sitzen bleiben. Urabali und Panar wollen allein sein.“

#### 4.

Einige Tage später wählte Urabali drei besonders kräftige Männer aus und machte sich mit ihnen auf den Weg zu den Hügeln jenseits der großen Waldlichtung auf der anderen Seite des Flusses. Jeder von ihnen trug drei Beutel am Gürtel, einer von ihnen mit Wurgeschossen, die beiden anderen waren mit dem schwarzen Gestein angefüllt, das so lange und so heiß brannte. Urabali hatte ihnen versprochen, daß jeder von ihnen bald so ein Messer haben würde, wie er eines besaß. Die übrigen sollten dann an die besten Jäger des Stammes verteilt werden.

Sie waren so früh aufgebrochen und schnell gegangen, daß sie gegen Mittag in der Ferne schon die Hügel erkennen konnten. Dazwischen aber lag das Wasserloch, an dem sich ein halbes Dutzend Crols tummelte. Die drei Jäger nahmen Steine aus ihren Beuteln und bereiteten sich auf den Überfall vor, doch Urabali sagte:

„Ich kenne einen Pfad, der um das Wasserloch herumführt. Die Crols werden uns nicht bemerken. Außerdem sind sie zu alt und haben zähes Fleisch. Drüben bei den Hügeln haben wir vielleicht mehr Glück.“

Früher hätten die Männer vielleicht gemurrt, aber jetzt war Urabali ihr Häuptling, also hörten sie auf seinen Rat. Sie folgten ihm auf dem schmalen Pfad, der sie durch hohes Gras führte. Die Crols konnten sie nicht sehen, und sie konnten sie auch nicht wittern, denn der Wind kam vom Wasserloch her.

Kurz bevor sie die Hügel erreichten, erhielt Urabali Gelegenheit, die Macht seines Messers zu demonstrieren. Rechts und links des Weges ragten die ersten Felsen aus dem Gras empor. Dazwischen standen verkrüppelte Bäume. Urabali, der voran ging, blieb mit einem Ruck stehen, als die drei Jäger hinter ihm plötzlich aufschrien. Blitzschnell drehte er sich um, während seine Hand zum Griff des Messers fuhr.

Eine armdicke Schlange hatte sich von einem Baum auf den mittleren Jäger herabfallen lassen. Der geschmeidige Körper wickelte den sonst so beweglichen Dreibeiner vollends ein, bis er sich kaum noch rühren konnte. Das alles geschah so schnell, daß seine beiden Gefährten noch nicht einmal Zeit gefunden hatten, zur Seite zu springen. Sie konnten ihm auch nicht helfen, denn wenn sie Steine auf die Schlange schleuderten, würde dadurch wahrscheinlich auch ihr Gefährte verletzt oder gar getötet.

Urabali brauchte nur drei Sekunden, um an der Unglücksstelle zu sein. Mit einem sicheren Griff packte er den Hals der Schlange dicht hinter ihrem Kopf, den er ihr dann blitzschnell mit dem Messer abschnitt. Kraftlos entringelte sich der Körper der Schlange, und der Jäger war wieder frei. Bis auf den Schreck und einige Quetschungen war er noch einmal davongekommen. Dankbar nahm er Urabalis Hand, der ihm beim Aufstehen half.

„Ich habe sie nicht einmal bemerkt, so schnell fiel sie auf mich herab. Dein Messer ist wirklich eine gute Waffe.“

„Bald wird jeder von uns ein solches Messer haben“, versprach der Häuptling.

Als sie das kleine Plateau mit den Felsmulden erreicht hatten, schickte Urabali seine drei Jäger Holz holen. Er selbst machte sich auf die Suche nach dem Erz, das hier offen zutage trat. Mühsam schleppete er Beutel für Beutel zu der Mulde, in der noch die Aschenreste vom letzten Feuer waren. Er häufte es an ihrem Rand auf und wartete auf die Rückkehr seiner drei

Männer. Als sie endlich erschienen, hatte er die Aschenreste aus der Mulde entfernt und das Erz hineingeschaufelt.

„Crols haben Angst vor dem Feuer und werden nicht näher kommen. Wir sind hier sicher. Hier ist trockener Zunder, schlägt die Funken!“

Als das Feuer richtig brannte, warf Urabali den gesamten Kohlevorrat in die Glut. Bald wurde es so heiß, daß man glauben konnte, die Felsmulde begäne zu schmelzen. Das Feuer brannte die ganze Nacht, und die Männer hielten abwechselnd Wache. Als der Morgen graute, holte Urabali die grauen Eisenklumpen aus der noch glühenden Asche. Er legte sie zur Seite, damit sie abkühlen konnten.

„Das werden wir mit zu den Höhlen nehmen und dort die Messer schmieden. Es gibt bestimmt zehn Stück, und drei davon gehören euch.“

Am Mittag des nächsten Tages traten sie den Heimweg an und hofften, die Höhlen bis zum Abend zu erreichen. Sie überquerten die große Lichtung nicht in ihrer Mitte, sondern hielten sich am Waldrand, um der Horde Crols nicht zu begegnen, die sie am Tag zuvor gesehen hatten. Hier trafen sie auf die Angehörigen eines fremden Stammes, der hier ansässig war. Es waren sieben Männer, die ihnen mit Steinen entgegenkamen.

Die beiden Gruppen standen sich kampfbereit gegenüber, jeder wartete lauernd auf den Augenblick, über die anderen herzufallen. Urabali sagte:

„Wir jagen nicht in eurem Gebiet, oder siehst du eine Beute? Und wenn wir einen alten Crol töten, so kann es euch nur recht sein.“

„Ihr wohnt in den Höhlen beim Fluß“, erwiderte der Anführer der anderen Gruppe. „Wenn es kalt wird, ziehen wir in die Höhlen. Wenn ihr noch dort seid, werden wir euch töten.“

„So lange werden wir dort nicht bleiben, denn wir werden bald weiterziehen. Wir bleiben nie sehr lange am selben Ort. Es ist also unnötig, daß wir kämpfen.“

Die sieben fremden Jäger ließen die Hände mit den Wurfsteinen wieder sinken. Das Argument Urabalis hatte sie überzeugt.

„Es sei also Friede zwischen deinem Volk und meinem Volk“, sagte der Anführer. „Zieht in Frieden weiter, aber jagt nicht in unserem Gebiet. Beim Fluß gibt es genug Crols.“

Auf sein Kommando hin drehten sie sich um und verschwanden wieder in dem Wald, aus dem sie gekommen waren. Urabali atmete erleichtert auf und gab seinen drei Jägern das Zeichen zum Weitermarsch.

Sie erreichten den Bach oberhalb der Höhlen und folgten seinem Lauf. An einer schmalen Stelle stauten Felsbrocken das Wasser, das einen kleinen See bildete. Die vier Jäger duckten sich ins Gebüsch, als sie die Crols bemerkten, die sich in den kühlen Fluten tummelten. Es waren mehrere Erwachsene und drei Junge.

„Wir könnten sie alle töten“, flüsterte einer der Jäger.

„Wenn wir sie alle töten, werden wir bald kein Fleisch mehr haben“, lehnte Urabali ab. „Wir brauchen nur ein Jungtier. Wir müssen warten, bis eines von ihnen aus dem Wasser kommt und sich dem Waldrand nähert. Dann erlegen wir es lautlos mit meinem Messer. Ehe die anderen Crols merken, was geschehen ist, sind wir schon weit von hier weg.“

Geduldig warteten sie fast eine halbe Stunde. Es dunkelte bereits, als gleich zwei der jungen Crols in ihre Nähe kamen. Urabali ließ das erste vorbeigehen und stürzte sich mit erhobenem Messer von hinten auf das zweite. Dreimal drang die scharfe Schneide in den Körper des Crols und tötete ihn auf der Stelle. Lautlos brach das Tier zusammen. Das andere verschwand im Wald.

Eiligst nahmen sie ihre Beute und trachteten danach, den Ort den Geschehens so schnell wie möglich zu verlassen.

Die Jäger kamen herbeigelaufen, als ihr Häuptling mit seinen drei Männern und der schweren Beute erschien. Ohne viel zu reden nahm er mit seinem Messer das Tier aus.

Dann zog sich Urabali in die Höhle zurück, wo Panar ihn bereits ungeduldig erwartete.

Am anderen Tag ließ der Häuptling ein großes Kohlefeuer anzünden und begann mit dem

Schmieden der Messer. Alle Jäger sahen ihm dabei zu, um diese Kunst ebenfalls zu erlernen. Viele Tage später hatte jeder der Männer ein Messer und verstand damit umzugehen. Wurfübungen wurden veranstaltet, und als Urabali sah, wie sie die Messer schleuderten, kam ihm abermals eine Idee.

Er bat Panar, ihm einen dünnen, aber festen Strick aus Gräsern zu drehen, während er selbst in den Wald ging, um einen armdicken Baumstamm zu schneiden. Er wog ihn prüfend in der Hand, schälte die Rinde ab und kehrte ins Lager zurück. Mit dem Messer schnitt er eine Kerbe in das dickere Ende und schob es dann mit dem Griff in diese hinein. Panar brachte den Strick, den er zum besseren Halt des Messers um das Stammende wickelte.

Die Männer hatten ihm neugierig zugesehen und begannen zu ahnen, was er vor ihren Augen bastelte. Wenn keine Steine vorhanden waren, hatten sie schon oft mit zugespitzten Stämmen geworfen, aber meistens zerbrachen diese, wenn sie einen Crol trafen. Die Holzspitzen waren für die dicke Haut der Bestien zu schwach.

Urabali sagte zu ihnen:

„Das hier ist besser als Steine und Messer. Man kann weiter damit werfen und besser treffen.“ Die ersten Jagderfolge gaben ihm recht. Dem Stamm ging es so gut wie nie zuvor, und niemand mußte mehr hungern. Urabali war der beste Häuptling, den es je gegeben hatte, und es war dann auch kein Wunder, daß sich sein Ruf bei den Nachbarstämmen herumsprach. Obwohl er dafür sorgte, daß nicht mehr junge Crols als notwendig getötet wurden, begann sich ihr Bestand merklich zu verringern. Hinzu kam, daß immer mehr erwachsene Bestien die Jäger angriffen, wo immer sie auftauchten.

Eines Tages erschien eine starke Abordnung des benachbarten Stammes bei den Höhlen und erinnerte Urabali an sein Versprechen, noch vor Einbruch der kalten Jahreszeit die Gegend verlassen zu wollen. Während die Männer ihr Anliegen vorbrachten, ruhten ihre Augen begehrlich auf den Holzspeeren mit den gefährlichen Metallspitzen. Sie selbst waren nur mit Steinen und primitiven Holzkeulen bewaffnet. Ein offener Kampf mit Urabalins Stamm wäre für sie fatal verlaufen.

Urabali wußte das noch besser als sie, aber er wollte auch keine Feindschaft mit ihnen. Auf der anderen Seite verspürte er aber auch keine Lust, den Winter im Wald oder auf der Steppe zu verbringen, wie das bisher meist der Fall gewesen war.

Sie palaverten stundenlang, ohne zu einem Ergebnis zu gelangen. Und schließlich erhob sich der Anführer der Abordnung und sagte:

„Das Gastrecht schützt uns, bis wir unser Gebiet erreicht haben. Von nun an muß Feindschaft zwischen uns herrschen, denn die Höhlen gehören uns. Zieht weiter, und wir werden als Freunde scheiden. Wenn ihr aber bleibt, habt ihr nicht nur die Crols zu fürchten, sondern auch uns.“

„Wir fürchten uns nicht vor euch“, entgegnete Urabali. „Und wir werden bleiben. Es mag sein, daß ihr früher in diesen Höhlen gewohnt habt, aber nun ist der Wald eure Heimat. Baut euch Hütten aus Holz, und ihr seid vor der Kälte geschützt. Lange genug sind wir über diese Welt gewandert, ohne eine richtige Heimat zu finden. Und nun, da wir endlich eine gefunden haben, wollt ihr uns wieder vertreiben. Wenn wir bleiben und in Frieden miteinander leben, gibt es viele Dinge, die wir euch zeigen können. Und vielleicht werden wir eines Tages, wenn wir zusammenhalten, die ganze Welt beherrschen können.“

„Die Welt ist viel zu groß, um sie beherrschen zu können“, sagte der Anführer des anderen Stammes.

„Ich weiß, wie groß sie ist.“ Urabali sagte es, obwohl er bisher noch nicht gewußt hatte, wie groß seine Welt war. „Es genügt schon, wenn wir unser Gebiet durch Wachtposten so absichern, daß es niemand unbemerkt betreten kann. Wir werden die alten Crols töten, und die jungen in Gehege sperren, wo sie sich vermehren können. Wenn wir Fleisch brauchen, brauchen wir nur eines von ihnen zu töten. Wir könnten Früchte anbauen, ohne ständig befürchten zu müssen, daß die Felder von den Crols verwüstet werden. Das Leben könnte für

uns alle leichter und besser werden."

Der fremde Jäger dachte lange über Urabalis Worte nach, dann erwiderte er:

„Ich werde deine Botschaft meinem Häuptling näherbringen. Nur er kann entscheiden, was geschehen wird. Was du sagst, hört sich gut an, aber sprichst du auch die Wahrheit? Wirst du nicht eines Tages mit deinen Männern, wenn wir arglos geworden sind, unser Dorf überfallen? Wir werden uns erst dann sicher fühlen können, wenn wir die gleichen Waffen besitzen wie ihr.“

„Das werdet ihr auch eines Tages - vielleicht. Zuerst muß sich unsere Freundschaft bewähren. Geht und sagt das eurem Häuptling.“

Als die fremden Jäger gegangen waren, sagte Keron:

„Wir hätten sie töten sollen, Urabali. Wir werden niemals mit ihnen in Freundschaft leben können. Sie werden über uns herfallen, wann immer sich die Gelegenheit bietet.“

Urabali schüttelte den Kopf.

„Wenn sie uns überfallen, haben sie mit dem Krieg begonnen. Und wer einen Krieg beginnt, ist immer im Unrecht. Und nun geh mit den anderen Holz sammeln, denn täglich sinkt die Sonne tiefer. Der Winter wird bald beginnen, dann müssen wir vorbereitet sein, Bringt einen jungen Crol mit. Wir wollen sein Fleisch trocknen und für den Notfall aufbewahren.“

An diesem Abend kehrten zwei der Jäger nicht zu den Höhlen zurück. Sie waren von Steinen getötet worden. Man hatte ihre Leichen im Wald gefunden, und ihre Speere und Messer fehlten. Von den heimtückischen Mördern war keine Spur zu entdecken.

Wieder war es Keron, der den Häuptling beschimpfte:

„Ich habe es dir ja gesagt, Urabali! Sie werden niemals einen offenen Kampf wagen, aber sie werden uns töten, wann immer sich die Gelegenheit bietet. Ich bin dafür, daß wir alle unsere Waffen nehmen und ihr Dorf überfallen.“

„Noch ist nicht bewiesen, daß es die Männer des anderen Stammes waren, die unsere Jäger töteten. Es könnten auch durchziehende Nomaden gewesen sein. Was wir benötigen, ist ein Beweis. Finde ihn, Keron, dann stimme ich deinem Vorschlag zu.“

Keron nickte.

„Also gut, ich werde den Beweis finden. Aber dann darfst du auch nicht länger zögern, uns das Zeichen des Krieges zu geben.“

Als er durch den Bach watete und im Wald verschwand, blickte ihm Urabali nachdenklich hinterher.

War Keron wirklich tapferer, als sie alle glaubten?

Als er später mit Marutara, dessen Frau und Panar am Feuer saß, meinte der alte Mann:

„Ich traue Keron nicht. Wie will er den Beweis für etwas finden, das nicht zu beweisen ist?“

„Vater hat recht, Urabali. Es gibt viele tausend Steine, und sie sind alle gleich. Wie will Keron wissen, woher die Steine stammen, die unsere beiden Jäger getötet haben?“

Urabali lächelte bitter.

„Wenn Keron klug ist, dann sucht er nicht die Steine. Wenn ich an seiner Stelle wäre, dann würde ich nach zwei Messern und nach zwei Speeren suchen. Nur die Mörder können sie besitzen.“

Keron war etwa fünfhundert Meter gegangen, ehe er anhielt und sich in einem Gebüsch versteckte. Fast eine Stunde lag er dort, dann war er überzeugt, daß ihm niemand gefolgt war. Wenn Urabali wirklich den fremden Stamm besiegte, so überlegte Keron, würde seine Macht als Häuptling noch größer werden, als sie es jetzt schon war. Vielleicht fiel er im Kampf, dann würde Panar für ihn, Keron, wieder frei sein. Aber wenn Urabali siegte und überlebte, war Panar für immer verloren.

Es mußte also einen anderen Weg geben, sie für sich zu gewinnen.

Er hatte die begehrlichen Blicke der fremden Männer gesehen, mit denen sie die neuen Waffen betrachtet hatten. Keiner von ihnen wußte, wie man sie herstellte. Aber er, Keron, wußte es. Wenn er zu dem fremden Stamm ging und das Geheimnis verriet, würde sich das

Blatt bald zu seinen Gunsten wenden.

Er war weitergegangen und so mit seinen Wunschträumen beschäftigt, daß er unversehens über einen Ast stolperte und fiel. Das rettete ihm das Leben, denn haarscharf an seinem Kopf vorbei flog ein Stein und prallte gegen einen Baumstamm. Da es bereits dämmerte, konnte Keron seitwärts im Unterholz verschwinden und sich verstecken. Er rührte sich nicht, um den unbekannten Gegner nicht auf seine Spur zu locken. Ganz ruhig lag er und lauschte in die Dämmerung.

Irgendwo knackten Zweige, aber die Geräusche kamen aus verschiedenen Richtungen. Es hörte sich so an, als würden die unbekannten Gegner sich anschleichen. Kerons Hand tastete nach dem Messer. Was war, wenn sie einfach über ihn herfielen und ihn töteten, ehe er ein Wort der Erklärung abgeben konnte? Es war ein grober Fehler vom ihm gewesen, bei beginnender Nacht in das Lager des Feindes schleichen zu wollen.

Als er sich vorsichtig aufrichtete, entdeckte er in geringer Entfernung einen dunklen Schatten, der sich auf ihn zu bewegte. Er wartete, bis er nahe genug herangekommen war, dann sprang er und warf sich auf den Gegner, der zu Boden stürzte. Mit den beiden Außenhänden hielt er ihn fest, während er mit der Mittelhand seinen Mund verschloß. Hastig flüsterte er:

„Sei ruhig, dann geschieht dir nichts! Ich bin euer Freund und möchte mit euch reden. Ich will euch helfen, und ihr werdet eure Höhlen wiederbekommen. Rufe deine Freunde und sage es ihnen, aber wenn sie mich angreifen, stirbst du: Hast du verstanden?“

Der Unbekannte nickte, und Keron nahm die Mittelhand von seinem Mund. Er zog das Messer und setzte die Spitze auf die Brust des fremden Jägers.

„Gut, dann rufe deine Freunde.“

Sie kamen, und die Verhandlung war nur von kurzer Dauer. Sie nahmen ihm das Messer ab, packten ihn bei den Armen und schleppten ihn mit sich. Niemand sprach mehr ein Wort.

Keron war enttäuscht. So hatte er sich den Empfang bei dem fremden Stamm nicht vorgestellt. Aber er besaß noch einen unschlagbaren Trumpf. Er wußte, wie man Messer und Speere herstellte.

Mehrmals wurden sie aus dem Dunkel des Waldes angerufen. Sie mußten sich zu erkennen geben, ehe sie weitergehen durften. Keron begriff, daß niemand die Kette der Wachtposten unbemerkt hätte passieren können. Wenn er es probiert hätte, wäre er wahrscheinlich schon tot. Immer wieder versuchte er, ein Gespräch zu beginnen, erhielt aber keine Antwort.

Zielbewußt führten die fremden Jäger ihn in ihr Dorf, das von einem hohen Palisadenzaun umgeben war.

Der Zaun bestand aus dicken Baumstämmen, die man nebeneinander ohne Zwischenraum in die Erde eingegraben hatte. Querbalken gaben ihm die notwendige Festigkeit. In regelmäßigen Abständen waren kleine Wachttürme errichtet worden, auf deren Plattformen Keron undeutlich die Schatten der Posten erkennen konnte. Keron sah mit einem Blick, daß das Lager der Waldbewohner so befestigt war, daß es jedem Angriff der Crols standhalten würde, und es war ihm unverständlich, warum sie sosehr darauf drängten, während des Winters in die Höhlen zu ziehen.

Die Jäger führten ihn durch das weitgeöffnete Tor, das sich sofort hinter ihnen wieder schloß. Die Weiber hörten auf zu keifen, als sie sahen, daß der Jagdtrupp einen Gefangenen brachte. Einige Männer kamen neugierig näher, um ihn zu betrachten. Das Messer, das man ihm natürlich abgenommen hatte, machte die Runde und wurde von allen bewundert. Sein neuer Besitzer forderte es schließlich zurück und fragte:

„Wo ist Ogura? Der Mann von den Höhlen möchte mit ihm reden. Wir haben ihn im Wald gefangen.“

Ihr Häuptling heißt also Ogura, dachte Keron. Ein glücklicher Umstand, denn nun weiß ich, wie ich ihn anzureden habe. Ich werde ihm schmeicheln müssen, um sein Wohlgefallen zu erringen.

„Der Häuptling ist in seiner Hütte“, sagte jemand. „Bringt den Gefangenen zu ihm!“

Da man aber noch eine Weile stehenblieb, hatte Keron Gelegenheit, sich das Dorf näher anzusehen. Die primitiven Holzhütten waren im Kreis angeordnet und besaßen keine Vorderwand. In der Mitte war der runde Platz, auf dem mehrere Feuer brannten. Über einem von ihnen schmorte ein junger Crol, der bald gar sein würde. Die Männer saßen schon bereit, sich ihren Anteil mit ihren primitiven Steinmessern abzuschneiden. Die Frauen waren in die Hütten zurückgekehrt.

Keron wurde aus seinen Betrachtungen hochgeschreckt, als ihn jemand unsanft in den Rücken stieß.

„Der Häuptling erwartet dich!“

Sie führten ihn zu einer besonders großen Hütte, vor der ein mächtiges Feuer brannte. Sein Schein erhellt den Innenraum des Holzhauses, in dem ein kräftiger Mann auf einem rohgezimmerten Holzthron hockte. Ihm zur Seite saßen einige Frauen, von denen die meisten noch recht jung waren.

„Wir haben ihn in der Nähe der Höhlen aufgegriffen, Ogura, und er behauptet, zu dir kommen zu wollen. Sprich mit ihm, und dann gib ihn uns zurück. Wir werden ihn töten.“

Sie gingen, ohne die Antwort ihres Häuptlings abzuwarten. Sie schienen sich ihrer Sache sicher zu sein. Aber Keron war sicher, daß er nicht sterben würde. In demütiger Haltung stand er vor dem Häuptling des Waldstammes und wartete die Anrede ab.

Orgura betrachtete ihn mit finsterer Miene. Dann scheuchte er seine Frauen aus der Hütte, deutete auf ein Fell und sagte:

„Setz dich! Welche Botschaft hast du mir von deinem Volk zu überbringen? Es ist doch euer Häuptling, der dich schickt?“

Keron setzte sich.

„Es ist nicht mein Häuptling, großer Ogura, der mich schickt. Wenn er wüßte, daß ich zu dir gekommen wäre, würde er mich auf der Stelle töten. Ich komme zu dir, weil ich weiß, daß große Häuptlinge gerecht sind. Zwar bin ich selbst kein Häuptling, aber auch ich denke gerecht. In jedem Winter haben euch die Höhlen gehört, doch nun hat Urabali sie in Anspruch genommen. Das ist ungerecht! Ich wollte mit dir darüber reden.“

„Woher willst du wissen, daß ich ein großer und ein gerechter Häuptling bin? Du kennst mich nicht.“

„Es stimmt, daß ich dich nicht kenne, aber ich habe dein Dorf gesehen — und ich habe den Holzzaun gesehen. Deine Männer haben sich edel verhalten, als sie unseren Leuten begegneten, und das können Jäger nur dann tun, wenn sie einen großen und gerechten Häuptling haben.“

Ogura runzelte die Stirn und fragte:

„Was willst du?“

Das war eine Frage, deren Antwort sich Keron gut überlegen mußte. Der Häuptling des Waldstammes war ein kalter Rechner, der sich nicht auf Sentimentalitäten einließ. Ihm konnte man nur mit Tatsachen kommen und mit nüchternen Überlegungen.

„Ich bin in deinen Augen ein Verräter, das weiß ich“, sagte Keron endlich. „Aber es gibt Situationen, in denen Verrat die einzige Möglichkeit ist, Gerechtigkeit zu erreichen. Unser Häuptling Urabali glaubt, deinem Stamm die Jagdgründe und die Höhlen wegnehmen zu müssen, um seinen Stamm ernähren zu können. Ich aber bin überzeugt, daß unsere Welt groß genug ist, um unseren Stamm einen anderen Platz finden zu lassen, an dem wir leben können, ohne die Interessen anderer Stämme zu gefährden. Das ist der Grund, warum ich zu dir kommen wollte.“

Noch nie in seinem Dasein hatte Keron solche Worte gebraucht. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er die Sprache der Häuptlinge sprach, und Ogura war beeindruckt.

„Du sprichst sehr klug, mein Freund. Aber wie willst du erreichen, daß dein Stamm vor Einbruch des Winters fortzieht, ohne daß es einen Krieg zwischen uns gibt? Wie willst du deinen Häuptling davon überzeugen, daß es besser für ihn ist, die Höhlen zu verlassen? Und

dann frage ich mich immer noch, welchen Zweck du wirklich verfolgst. Ist es nur die Sorge um deinen Stamm?"

Keron überlegte nicht lange. Nur die Wahrheit, so wußte er inzwischen, konnte Ogura überzeugen. Er sagte:

„Ich will Häuptling meines Stammes werden. Und wenn wir die Höhlen ohne Kampf verlassen, wird Urabali gestürzt."

„Und wie willst du erreichen, daß Urabali gestürzt wird? Du weißt genausogut wie ich, daß ihr die besseren Waffen besitzt. Wir können eure Jäger nur aus dem Hinterhalt töten, denn im offenen Kampf sind wir ihnen unterlegen. Ich bin ehrlich zu dir, weil du es auch zu mir bist - aus welchen Gründen auch immer. Hast du dir auch das überlegt?"

„Ja, ich habe es mir überlegt! Deshalb bin ich hier. Was würde geschehen, wenn dein Stamm die gleichen Waffen besäße wie der meine? Gäbe es dann einen offenen Kampf, oder gäbe es einen Kompromiß? Und was würde geschehen, wenn dein Stamm mit meiner Hilfe siegen würde? Würdest du mich dann zum Häuptling meines Volkes machen?"

„Ich glaube, es bliebe mir keine andere Wahl, wenn ich nicht deinen ganzen Stamm vernichten wollte. Er müßte weiterziehen, und er könnte es nur unter der Führung eines guten Häuptlings. Deine Sprache verrät mir, daß du ein solcher Häuptling sein würdest. In den Augen Urabalis würdest du ein Verräter sein, und du bist es auch in meinen Augen. Aber Verräter sind oft nützlich. Du würdest also Häuptling werden, wenn ich siege."

„Das ist genau das, was ich wissen wollte. Höre also meinen Vorschlag, Ogura: Ich werde dir zeigen, wie man die Waffen herstellt, die unser Stamm besitzt. Ich weiß, wie man sie herstellt, denn Urabali hat es uns gezeigt. Aber Urabali ist klug - er ist sogar *sehr* klug. Ich würde ihn an deiner Stelle nicht töten, sondern als Gefangenen am Leben lassen. Er hat gute Ideen, die deinem Stamm und meinem Stamm das Leben in der Zukunft erleichtern könnten. Was hältst du von meinem Vorschlag?"

Diesmal dachte Ogura ein wenig länger nach, ehe er antwortete: „Ich muß mit meinen Männern beraten, ehe ich dir meinen Entschluß mitteilen kann. In dieser Nacht wirst du in einer kleinen Hütte schlafen, die bewacht wird. Morgen sehen wir uns wieder."

Er stand auf und rief einige Befehle auf den Platz hinaus. Zwei der Männer kamen herbeigerannt, nahmen Keron und brachten ihn in eine kleine Hütte, vor der sie dann Posten bezogen. Später kam ein anderer und warf ihm einen halb abgenagten Knochen zu, auf den er sich heißhungrig stürzte.

Gegen Mitternacht erfolgte ein Überfall der Crols. Die Wachtposten lösten den Alarm aus, die Jäger eilten zu der Palisade. Dann schleuderten sie ihre Steine gegen die Angreifer. Aber diesmal hatten sie nicht nur ihre Steine, sondern auch zwei der neuen Speere und drei Metallmesser. Drei Crols blieben auf der Strecke, von zwei Speeren und einem geschleuderten Messer getötet. Als Keron das hörte, lächelte er. Die neuen Waffen hatten ihren Wert durchschlagend bewiesen.

Am anderen Morgen empfing Ogura seinen Gefangenen mit undurchdringlichem Gesicht. Er sagte:

„Meine Männer sind damit einverstanden, daß dein Plan durchgeführt wird. Du wirst uns zeigen, wie die neuen Waffen gemacht werden. Du kannst dich frei in unserem Dorf bewegen, aber du darfst es nicht verlassen."

„Wie soll ich euch zeigen, wie man den schwarzen Stein und das Metall findet, wenn ich das Dorf nicht verlassen darf? Beides aber ist notwendig, um die Messer und die Speere herzustellen."

„Selbstverständlich kannst du das Dorf in Begleitung meiner Leute verlassen. Versucht diese schwarzen Steine zu finden, und auch das Metall, aus dem die Messer hergestellt werden. Du hast dein eigenes Volk verraten - gut. Aber versuche nicht, mich noch zu verraten. Es wäre dein sicherer Tod."

„Wenn ich dich verraten würde, würde ich mich selbst verraten. Du weißt, was ich will. Ohne

dich kann ich mein Ziel nicht erreichen. Und du wiederum, großer Häuptling, wirst *dein* Ziel nur durch mich erreichen können."

Ogura nickte.

„Du bist klüger, als ich geglaubt habe", sagte er.

Am gleichen Tag noch nahmen zehn Männer des Waldstamms Keron in die Mitte und brachen auf, um den schwarzen Stein zu suchen, der so heiß brannte. Wo das Erz lagerte, wußte Keron. Aber der schwarze Stein war woanders zu suchen. Nämlich am Fluß bei den Höhlen, allerdings nicht dort, wo sein Stamm hauste. Bei einem Jagdausflug hatte er den schwarzen Stein bei den Wasserfällen entdeckt.

Es fiel ihm nicht schwer, seinen neuen Freunden zu zeigen, wie man die Kohle aus dem Gestein holte. Sie übernachteten bei den Wasserfällen, und als sie am anderen Tag in das Dorf zurückkehrten, trug jeder von ihnen eine große Last der schwarzen Steine mit sich. Nun galt es nur noch, das Metall von den Hügeln zu holen.

Auch diese Expedition verlief erfolgreich. Und nach drei Tagen hatten sie so viel Erz ins Dorf zurückgebracht, daß Keron dem Häuptling mitteilen konnte:

„Damit werden wir zehn Messer und zehn Speere machen können. Ich hoffe, das genügt dir als Beweis. Beginnt morgen mit der Arbeit, und in einigen Tagen können wir Urabali unser Ultimatum stellen."

Ogura lächelte kalt.

„Du hast uns euer Geheimnis verraten, Keron. Ich könnte dich jetzt töten lassen."

Keron lächelte zurück, nach außen hin gelassen.

„Du weißt, daß ich noch andere Geheimnisse kenne, die dich und mich noch viel mächtiger machen können. Wenn du mich tötest, würdest du diese Geheimnisse nie kennenlernen."

Ogura stimmte zu. Aber als Keron darauf bestand, zu den Höhlen zurückzukehren zu dürfen, weigerte er sich, ihn gehen zu lassen. Es gab ein langes Palaver, das schließlich damit endete, daß zwei von Oguras Männern Keron zu den Höhlen zurückbegleiteten und ihn dort abgaben. Der schlaue Häuptling des Waldstamms wollte damit bezwecken, daß Urabali Keron gegenüber mißtrauisch wurde. Er sollte sich fragen, warum Keron nicht getötet worden war, sondern in der Begleitung von zwei Jägern des feindlichen Stammes zum Lager zurückkam. Keron erklärte sich damit einverstanden. Es gab keinen Grund für ihn, zu Urabali zurückzukehren, außer dem einen: Er wollte Panar wiedersehen.

## 5.

Ernst Ellert spürte sofort, daß etwas Ungewöhnliches geschehen war. Die beiden Männer des feindlichen Stammes hatten Keron zu den Höhlen zurückgebracht und abgeliefert. Sie hatten dabei erstaunlichen Mut bewiesen, denn Urabalis Männer wollten sie sofort töten. Doch Keron hatte Einspruch erhoben und behauptet, sie hätten ihm das Leben gerettet. Sie drückten Keron ein wenig zu freundschaftlich die Hand und gingen wieder. Minuten später waren sie im Wald verschwunden.

Keron war zurückgekehrt, aber sein Wesen hatte sich verändert.

Das war es, was Ernst Ellert zu denken gab.

In seinem Leben, das nun schon Ewigkeiten währte, hatte er viel erlebt. Aber er war noch nie einem Lebewesen begegnet, das ihm glich. Er war eine körperlose Intelligenz gewesen, deren Bewußtsein nach Belieben von Geschöpf zu Geschöpf schlüpfen konnte. Dann jedoch war das eingetreten, was er befürchtet hatte: Seine Fähigkeit, einen Körper zu verlassen, ohne daß dieser vorher starb, ging verloren. Wäre das nicht der Fall gewesen, hätte es ihm keine Mühe gekostet, in Kerons Körper zu gehen und sein Bewußtsein zu erforschen. So aber mußte er als Urabali versuchen, die Absichten des anderen zu erforschen.

Der erste Verdacht war in ihm aufgetaucht, als er Keron nach seiner Rückkehr sprechen hörte.

Seine Argumente waren logisch und intelligent gewesen. Viel zu intelligent und viel zu logisch. Für dieses Phänomen konnte es nur eine einzige Erklärung geben:

Außer ihm, Ernst Ellert, gab es im Universum noch ein zweites Lebewesen wie ihn. Und es hatte zufällig die grüne Sonne und den Planeten der Dreibeiner entdeckt. Vielleicht verfolgte es ganz andere Ziele als er, aber es benützte dieselben Methoden. Die Frage war nur, ob die fremde Intelligenz Kerons Körper vor seinem Tod verlassen konnte oder nicht. Und die zweite Frage war, ob es eine Verständigung gab.

Während Urabali in den Armen Panars lag, überdachte Ellert noch einmal das Gespräch mit Keron. Es war, wie gesagt, ein intelligentes Gespräch mit logischen Argumenten gewesen. Und trotzdem gab es da etwas, das nicht stimmen konnte. Es war etwas, das mit der Mentalität der Dreibeiner zu tun und mit seiner menschlichen Mentalität nichts gemein hatte. Eine winzige Kleinigkeit, die Urabali niemals erfassen konnte, wenn er für sich selbst denken mußte. Ellert wußte mit Sicherheit, daß Keron ein Verräter war, aber er hätte es nicht beweisen können.

Und dann war noch etwas anderes geschehen, das nichts mit Keron direkt zu tun hatte. Obwohl Ellert keinen eigenen Körper mehr besaß, war er ein Mensch geblieben. Er war Urabali geworden, der einem Menschen nicht ähnlich sah, aber durch ihn spürte er die lebendige Wärme des Mädchens Panar. Er hatte sie liebgewonnen, denn er sah sie mit den Augen Urabalises. Und mit diesen Augen gesehen, war sie hübsch. Er spürte sie, aber er würde sie niemals besitzen können, das konnte nur Urabali mit seinem Körper. Wenn sie sich nachts liebten, zog er sich mit seinem Bewußtsein zurück, um nicht vor Eifersucht den Verstand zu verlieren. Das war einer der Gründe, warum er Urabali haßte, aber auch einer der Gründe, warum er ihn nicht töten wollte. Solange er Urabali war, würde Panar für ihn nicht verloren sein.

Aber Keron und jener unbekannte Faktor, der von ihm Besitz ergriffen hatte, waren das größere Problem. Um es lösen zu können, benötigte er Urabalises Hilfe. Und Urabali konnte ihm nur dann helfen, wenn ihm selbst geholfen wurde.

Und schließlich gab es noch ein drittes Problem: Ellert hatte einen bewohnten Planeten in einem ansonsten toten Sektor gefunden. Er wollte endlich feststellen, wo und wann er war. Es wurde Zeit, die Sorgen der primitiven Eingeborenen zu vergessen und seine eigene Aufgabe in den Vordergrund zu stellen.

Zuerst aber mußte die Sache mit Keron geklärt werden ...

In den folgenden Tagen geschah nichts von Bedeutung, außer daß sich Urabalises Mißtrauen immer mehr vertiefte. Er beobachtete Keron und stellte fest, daß dessen Augen von Mal zu Mal mit größerem Begehrten auf Panar ruhten.

Auch im Rat der Jäger führte Keron das große Wort. Immer wieder sprach er davon, daß es besser sei, wenn der Stamm vor Einbruch des Winters die Höhlen verließe und weiterzöge. Einmal beschuldigte er Urabali sogar, ihre Existenz aufs Spiel zu setzen, wenn er die Geduld des Waldstamms auf eine allzu große Probe stellte. Wie erwartet, stand er mit seiner Meinung allein da. Urabali und seine Krieger waren dafür, den Winter in den Höhlen zu verbringen und sie notfalls gegen den kriegerischen Waldstamm zu verteidigen.

Auch dem alten Marutara war das veränderte Wesen Kerons aufgefallen. Später in der Höhle, als sie allein waren, sagte er zu Urabali:

„Aus Keron spricht die Stimme der Waldbewohner. Immer und immer wieder soll er uns sagen, daß es für uns besser ist, weiterzuziehen. Er soll es uns so lange sagen, bis wir es selbst glauben.“

„Wenn das wirklich seine Absicht sein sollte, so ist es ihm schon bei einigen unserer Männer gelungen. Sie sprechen es nur nicht offen aus, sondern schließen sich meiner Meinung an. Aber ich weiß, daß sie anders denken. Am liebsten würden sie noch heute ihre Sachen packen und flußabwärts ziehen, wo es ebenfalls Höhlen geben soll.“

Marutara seufzte.

„Unser Stamm hat noch nie so gut gelebt wie in diesem Jahr. Wir haben immer genug zu essen gehabt, und in den Höhlen ist es trocken und warm. Der ganze Wald ist voller Holz, und dort unten ist Wasser. Wir können keinen besseren Platz finden, um den Winter zu überstehen.“

„Es gibt überall Gefahren, Marutara, aber diese hier bei den Höhlen kennen wir. Wir werden bleiben.“

Er ließ den Alten beim Feuer sitzen und ging zu seinem Lager. Er legte sich nieder. Neben sich hörte er die Atemzüge Panars. Sie hatte den ganzen Tag über gearbeitet und war sicherlich müde. Er hätte jetzt auch keine Zeit gehabt, sich mit ihr zu beschäftigen, weil er über Keron nachdenken mußte. Hinter seinem merkwürdigen Verhalten steckte eine ganz bestimmte Absicht, darüber war sich Urabali klar. Welche? Bevor der Jäger bei dem Stamm der Waldbewohner gewesen war, hatte er den Platz bei den Höhlen mit allen Mitteln verteidigen wollen. Und nun sprach er genau das Gegenteil.

Je länger Urabali darüber nachdachte, um so verworren wurde die ganze Geschichte. Er bekam einfach keinen Sinn hinein. Daß Keron die hübsche Panar mit seinen Blicken verfolgte, störte Urabali weiter nicht. Es schmeichelte ihm sogar.

Kurz bevor er einschlief, spürte er plötzlich rasende Kopfschmerzen. Er stöhnte leise auf, blieb aber ganz ruhig liegen. Er hatte in letzter Zeit schon manchmal Kopfschmerzen gehabt, aber noch nie so schlimm wie heute.

Nach wenigen Minuten wurde es etwas besser, aber der dumpfe Druck im Gehirn blieb. Obwohl Urabali noch immer die Augen geschlossen hielt, sah er plötzlich bunte Farben, die sich in verschlungenen Kreisen drehten, sich von ihm entfernten und wieder näher kamen. Dazwischen schwebten dunkle Kugeln und leuchtende Sonnen, die sich langsam drehten. Als er die Augen öffnete, erlosch der Spuk. Er lag wieder auf seinem Lager in der Höhle, und drüben beim Eingang brannte noch immer das Feuer. Marutara schlief neben seiner Frau. Alles war ruhig und still. Der Druck im Gehirn hielt sich in erträglichen Grenzen. Vielleicht bin ich krank, dachte Urabali besorgt. Ich sollte es Panars Mutter sagen, sie kennt die Heilkräuter besser als jeder andere. Der Stamm kann jetzt keinen kranken Häuptling gebrauchen.

Endlich schlief er ein, aber er wurde von wilden Träumen geplagt, und als er schweißgebadet wieder erwachte, dämmerte draußen bereits der Morgen. Mit furchtbarer Wucht kehrten die Kopfschmerzen<sup>1</sup> noch einmal zurück, ehe sie von einer Sekunde zur anderen schwanden. Urabali hatte das Gefühl, von einem Dämon befreit worden zu sein.

Als die grüne Sonne am höchsten stand, rief Urabali den Stamm zusammen und sagte:

„Ich werde euch heute verlassen, kehre aber in einigen Tagen wieder zurück. Marutara wird während meiner Abwesenheit Häuptling sein. Wenn ein Angriff der Waldbewohner erfolgt, so werdet ihr ihn gemeinsam abschlagen und den Feind besiegen. Aber ich glaube nicht, daß sie es wagen werden, die Höhlen zu überfallen.“

„Warum Marutara?“ fragte Keron. „Gibt es nicht jüngere Jäger, die den Häuptling vertreten können?“

„Du meinst wohl dich selbst damit?“ erkundigte sich Urabali spöttisch. „Das Gesetz befiehlt, daß der Häuptling einen Stellvertreter bestimmen kann, ich bestimme Marutara. Ich habe Gründe dafür - sehr gute Gründe. Später werdet ihr sie erfahren.“

Einige der Jäger wollten Urabali begleiten, aber er lehnte ab. Er versuchte ihnen zu erklären, daß er allein sein müsse. Bevor er durch den Fluß watete, drehte er sich noch einmal um und sagte zu Keron:

„Verlasse die Höhlen nicht, sondern bleibe im Lager. Und versuche nicht, während meiner Abwesenheit meine Höhle zu betreten. Marutara würde dich töten.“

Wenig später war er im Wald verschwunden.

Er wußte selbst nicht, warum er diese Wanderung antrat und was er eigentlich wollte. Es war wie damals, als er die Kohle fand und später das Erz schmolz. Etwas in seinem Innern befahl

ihm, alle diese Dinge zu tun, und manchmal war es wie eine Stimme, die unhörbar zu ihm sprach. So wie in dieser Nacht, als er nicht schlafen konnte.

Auch jetzt war die Stimme wieder da, und sie schien seine Schritte zu lenken. Zuerst wanderte er in Richtung der großen Waldlichtung, bog aber dann nach rechts ab und schlug den Weg zu den Wasserfällen ein. Bald erreichte er den Platz, wo der Kampf mit dem alten Häuptling stattgefunden hatte. Er entdeckte eine Menge Spuren, die nur von anderen Dreibeinern stammen konnten, und fand endlich einen steilen Pfad, der unmittelbar an den Wasserfällen vorbei in die Tiefe führte. Einem inneren Drang folgend, stieg er in die Schlucht hinab. Von den Wasserfällen her kam der feine Sprühregen und durchnäßte ihn bis auf die Haut. Er fror, aber er wußte, daß es nicht mehr lange dauern würde, bis ein Feuer ihn wärmte. Der Pfad führte auf ein kleines Felsplateau dicht oberhalb des schnell dahinfließenden Gewässers, das hier breiter geworden war. Urabali beschloß, noch ein Stück weiterzugehen. Er folgte weiter dem Pfad, der am Flußufer entlangführte und an einem See endete, der sich plötzlich Urabalis erstaunten Augen darbot.

Der See war von steilen Felswänden umgeben, die nur auf der linken Seite einen Uferstreifen frei ließen. Auf der rechten fiel die Wand steil ins Wasser ab. Urabali hatte also keine andere Wahl, als den linken Weg zu wählen. Da es bereits zu dämmern begann, sah er sich nach einem geeigneten Lagerplatz um.

Er fand ihn unter einem überhängenden Felsen. Holz gab es genug, und bald prasselte ein Feuer, an dem er sich wärmen und trocknen konnte. Er zog ein Stück getrocknetes Fleisch aus dem Tragebeutel und verzehrte es heißhungrig. Dann lehnte er sich gegen den Felsen und sah hinaus auf den See, auf dessen Oberfläche sich die untergehende Sonne spiegelte. Urabali wußte nicht, was er hier sollte. Aber er war davon überzeugt, daß die unhörbare Stimme wieder zu ihm sprechen würde. Die Sonne versank hinter den Bergen, und es wurde dunkel. Urabali legte Holz nach und sammelte einen Vorrat für die Nacht. Als er sich zum Schlaf niederlegte, hielt er den Speer fest an seinen Körper gepreßt.

So schlief er ein.

Als Urabali am anderen Morgen erwachte, wußte er genau, was er zu tun hatte. Er trank von dem klaren Seewasser, aß ein Stück Fleisch, nahm seinen Speer und wanderte weiter am linken Ufer entlang. Der Abstand vom Wasser bis zu den Felsen wurde geringer, auch fand Urabali keine Spur von Dreibeinern mehr. Die meisten von ihnen waren nur bis zu dem Felsplateau gegangen, das er gestern entdeckt hatte. Dort gab es Löcher in der Wand und das schwarze Gestein, das so gut brannte.

Urabali blieb mit einem Ruck stehen. Das schwarze Gestein!

Woher wußten die Waldbewohner von der Bedeutung der schwarzen Steine? Seit Jahrtausenden lagen sie herum, und niemand hatte sich um sie gekümmert. Er, Urabali, hatte ihre wahre Bedeutung erkannt. Nun aber kannten sie auch noch andere ...

Plötzlich wurde ihm klar, warum Ogura Keron hatte leben lassen. Er hatte von ihm das Geheimnis der Kohle erfahren - damit hatte sich Keron seine Freiheit erkauft. Mit Verrat! Urabali konnte nur hoffen, daß Keron dem Häuptling des Waldstamms nicht auch noch verraten hatte, wie man das Erz aus dem Gestein holte, es ausschmolz und zu Waffen schmiedete.

Langsam ging er weiter, bis er wußte, daß er sein Ziel erreicht hatte. Er sah sich um. Die Vegetation war recht spärlich und bestand nur aus dornigen Büschen. Der Uferstreifen war nicht mehr als zwanzig Meter breit. Steil stieg der Fels in die Höhe, und es gab keine Höhlen. Aber es gab tiefe Risse in den schrägliegenden Platten, die bis zum Wasser führten, und daneben ähnelten die flachen Mulden denen in den Hügeln auf der anderen Seite der großen Lichtung. Etwa hundert Meter weiter liefen die Felswand und der Rand des Sees zusammen, und damit endete der schmale Landstreifen. Von dort also konnte es keine Angreifer geben. Er lehnte den Speer gegen die Felswand und begann damit, die Risse in den Platten zu untersuchen. Er wußte nicht, was er suchte, aber wenn er es fand, würde er es sofort erkennen.

Als seine tastenden Hände auf Widerstand stießen, spürten sie lockeren groben Kies. Er holte etwas davon aus der Spalte und breitete es auf der Felsplatte aus. Die Kiesel hatten eine gelblich bis graue Färbung. Das gelbe Metall war es, was er suchen sollte, und nur das Feuer würde es von dem grauen Stein trennen können.

Er fand eine breitere Schlucht, in die er hinabsteigen konnte. Von fußtiefem Wasser bedeckt, lag der gelbe Kies hier meterhoch. Er schaffte mehrere Tragbeutel davon hoch und schüttete den Inhalt in eine der flachen Mulden. Dann sammelte er Holz, entfachte ein riesiges Feuer und ging, um Kohle zu holen, die er in die Glut schüttete.

Mit dem Speer erlegte er einige größere Fische, briet sie über den Flammen und verzehrte sie mit großem Appetit. Als er mit einem Stab in der Glut herumstocherte, sah er, daß sich das gelbe Metall bereits verflüssigt hatte. Auf seiner Oberfläche schwamm Steinschlacke und Asche. Es würde die ganze Nacht dauern, bis es abgekühlt war.

Noch am gleichen Abend begann er damit, mit dem Messer mehrere schmale Rillen in die abgeschrägte Felsplatte zu graben. Als er damit fertig und sein Messer fast stumpf geworden war, schärfte er es an den Steinen. Dann betrachtete er die Rillen. Und genau in diesem Augenblick meldete sich die Stimme in seinem Innern wieder. Lautlos sagte sie:

„Du mußt das gelbe Metall, solange es noch flüssig ist, am oberen Ende in jede einzelne Rille gießen. Nimm dazu einen der ausgehöhlten Steine, wie du sie am Seeufer findest. Und verbrenne dich nicht!“

So deutlich, schien es Urabali, hatte er die Stimme noch nie gehört. Es war, als hätte ein Unsichtbarer zu ihm gesprochen, und unwillkürlich sah er sich nach allen Seiten um. Aber er konnte niemanden erblicken.

Noch bevor es dunkel wurde, hatte er einen flachen Stein gefunden, der wie ein Teller geformt war. An der einen Seite war eine Einkerbung, in die er einen Holzstab hineinschieben konnte. Er entfernte die restliche Glut, die Asche und die schwimmenden Steine aus der Mulde, bis nur noch ein kleiner Tümpel des verflüssigten gelben Metalls übrig war. Dann tat er genau das, was ihm die Stimme befohlen hatte. Obwohl er mit größter Vorsicht zu Werke ging, konnte er nicht verhindern, daß ein Teil der gewonnenen Materie danebenfloß. Der Rest aber blieb in den mehr als drei Meter langen Rillen und erkaltete schnell.

Es war dunkel geworden. Vom Wasser her kam eine eisige Kälte, der Vorbote des nahenden Winters. Urabali entzündete ein neues Feuer, um nicht zu frieren. Noch einmal kehrte er zum Felsplateau zurück, um einen Vorrat an Kohle zu holen. Er war noch nicht fertig mit seiner Arbeit, und er würde sie morgen fortsetzen müssen. Abermals verbrachte er eine ruhige Nacht, und auch diesmal verspürte er keine Kopfschmerzen.

Am anderen Morgen löste er das erkaltete Metall aus seiner primitiven Rillenform. Es war ein weiches Metall und für Waffen nicht geeignet. So betrachtet, hatte er zwei Tage umsonst gearbeitet, denn er wußte nicht, was er damit anfangen sollte. Aber er wußte auch, daß er noch mehr der dünnen, langen Stäbe herstellen sollte, die nicht dicker als Würmer waren. Nach weiteren zwei Tagen hatte er zehn dieser Stäbe beisammen. Um sie besser transportieren zu können, rollte er sie einfach um ein Stück Holz, das sich bequem auf der Schulter tragen ließ. Urabali wußte es noch nicht, aber er hatte den Kupferdraht entdeckt. Als er zu den Höhlen zurückkehrte, wurde er von Panar in überschwenglicher Freude begrüßt. Marutara, sich seiner Würde als Stellvertreter des Häuptlings vollauf bewußt, empfing ihn wesentlich zurückhaltender.

„Ich habe dein Amt gut verwaltet, Urabali, und es hat keine Schwierigkeiten gegeben.“ Er deutete auf die Rolle mit Draht, die sein Schwiegersohn auf die Erde gelegt hatte. „Was ist das? Bist du deshalb so lange fort gewesen? Wo hast du es gefunden?“

Urabali berichtete ihnen, wie er es selbst hergestellt hatte, und versprach, ihnen später zu erklären, wozu es gut sei. Dann ging er hinaus zu den wartenden Jägern. Sie sagten ihm, daß sich immer mehr von Oguras Männern in der Umgebung herumtrieben und bereits mehrere Überfälle begangen hätten. Anscheinend besaßen sie jedoch noch immer keine Metallwaffen,

denn sie griffen nur mit Steinen an. Nur einmal war ein Speer mit einer Messerspitze geflogen gekommen, womit zugleich der Beweis erbracht worden war, daß es die Männer des Waldstamms gewesen waren, die die beiden Jäger aus dem Hinterhalt ermordet hatten. Keron stand mit mürrischem Gesicht ein wenig abseits und sprach nicht. Urabali warf ihm einen forschenden Blick zu, schwieg aber ebenfalls. Ihre Feindschaft war auch ohne Worte offensichtlich, und jeder schien davon zu wissen. Wenn Keron noch mehr an Einfluß gewann, konnte es geschehen, daß sich der Stamm in zwei Lager spaltete. Das mußte unter allen Umständen vermieden werden.

Es war Urabali plötzlich klar, daß die zehn goldenen Drähte, die er mitgebracht hatte, ihm dabei helfen würden, Keron ein für allemal zu entmachten. Das war notwendig, wenn er einen tödlichen Zweikampf mit ihm vermeiden wollte. Er fürchtete diesen Kampf nicht, er wollte ihm nur deshalb aus dem Weg gehen, um nicht einen guten Jäger zu verlieren. Wenn Keron wieder so wurde, wie er früher gewesen war, bedeutete er keine Gefahr mehr.

Zum erstenmal, seit sie in den Höhlen wohnten, stellte Urabali in dieser Nacht Wachposten auf. Dann erst zog er sich in seine Höhle zurück, wo Panar ihn auf dem Lager erwartete.

## 6.

Ernst Ellerts Möglichkeiten waren beschränkt, weil er Urabalis Körper nicht verlassen konnte. Wie der Häuptling, war auch er auf Vermutungen angewiesen, soweit sie Keron betrafen. Er befand sich jedoch dem dreibeinigen Primaten gegenüber insofern im Vorteil, als er mehr über die Existenz außerkörperlicher Dinge wußte als dieser. Ereignisse aber, die Urabali nicht verstand, mußten für ihn ein Werk von Zauberern und Dämonen sein. Um so schwieriger war es für Ernst Ellert, endlich direkten Kontakt mit ihm aufzunehmen. Und das mußte jetzt unverzüglich geschehen, wenn ihm die Zügel nicht aus den Händen gleiten sollten.

Obwohl er aus Erfahrung wußte, daß es ihm nicht gelingen würde, versuchte er an diesem Abend, Urabalis Körper zu verlassen. Er wußte, daß er dem Häuptling damit Schmerzen zufügte, aber ihm blieb keine andere Wahl, wenn er Keron entlarven wollte. Wie erwartet, mißlang der Versuch, aber er war trotzdem nicht ganz umsonst gewesen. Es war seinem Bewußtsein gelungen, direkten Kontakt mit dem Bewußtsein Urabalis aufzunehmen. Er projizierte farbige Symbole in das Sehzentrum des Häuptlings, die dieser natürlich nicht verstand. Immerhin nahm er sie visuell wahr und wurde dadurch für die Aufnahme mentaler Impulse empfänglicher. So gelang es Ernst Ellert, ihm für die nächsten Tage exakt Anordnungen zu geben.

Ernst Ellert war nun endgültig davon überzeugt, daß Keron von einem fremden Bewußtsein beherrscht wurde. Wenn es seinen Körper nicht verlassen wollte oder konnte, mußte eben nachgeholfen werden. Und da gab es nur ein Mittel: ein elektrischer Schock.

Die Dreibeiner wußten nicht, was Elektrizität war. Aber auf ihrer Welt gab es auch Kupfer, wie Ellert gleich zu Anfang festgestellt hatte.

Also schickte er Urabali, um es zu holen.

Sein eigenes Bewußtsein überlagerte das des Häuptlings, aber es ließ diesem genügend Spielraum. Eine völlige Beherrschung wäre nicht unbemerkt geblieben und hätte nicht nur Urabalis Mißtrauen, sondern das des ganzen Stammes geweckt. Wenn Ellerts Vermutung stimmte, würde sich das fremde Bewußtsein in Keron verraten, noch ehe das Experiment durchgeführt wurde.

Ellert bedauerte zutiefst die Tatsache, keinen Kontakt mit dieser unbekannten Intelligenz aufnehmen zu können. Er mußte also so weitermachen wie bisher und konnte dabei nur hoffen, das Richtige zu tun.

Das aber würde sich erst dann herausstellen, wenn Urabali geschickt genug war, seine Anordnungen durchzuführen.

Am anderen Morgen wickelte Urabali einen der Drähte von dem Holzstück ab und wog ihn prüfend in der Hand. Das Metall war weich und geschmeidig, aber es brach nicht. Es war besser als jeder Strick. Mit ihm würde man noch besser als je zuvor Metallspitzen an Speeren befestigen können. Kaum dachte er daran, verspürte er auch schon wieder den Druck im Kopf.

Und die Stimme sprach zu ihm:

„Urabali, laß ein großes Holzfeuer anzünden und einige Stücke des grauen Erzes so schmieden, als wolltest du Messergriffe herstellen. Die erkalteten Eisenkerne soll man dir bringen, und du wirst sie mit dem Draht umwickeln. Die Frauen sollen inzwischen unten am Bach, wo die Strömung am stärksten ist, ein großes Wasserrad aus Holz bauen. Ich werde dir noch erklären, wie das gemacht wird, und du kannst dein Wissen an Panar weitergeben.“ Es war Urabali klar, daß er von einem Dämon besessen war. Aber er wußte, daß es kein böser Dämon war, sondern ein ihm und dem Stamm wohlgesinnter. Trotzdem durfte es niemals jemand erfahren, sonst würde man ihn sofort töten.

Es blieb ihm also nichts übrig, als der Stimme zu folgen, wenn er nicht wieder diese schrecklichen Kopfschmerzen bekommen wollte.

Er rief ein paar von seinen Jägern herbei, gab ihnen seine Anweisungen und nahm dann Panar beiseite, um ihr zu erklären, wie man ein Wasserrad baue. Das Mädchen begriff zwar nicht, wozu ein solches Rad gut sein sollte, aber es ging gehorsam zu den anderen Frauen und teilte ihnen den Wunsch des Häuptlings mit. Währenddessen schleppten die Männer Holz und Kohle herbei, entfachten ein gewaltiges Feuer und legten den Granitblock zum Schmieden bereit.

Keron stand wieder in der Nähe des Bachufers und sah den Frauen bei ihrer Arbeit zu. Urabali ging zu ihm.

„Du hast nicht die Wahrheit gesprochen, als du von deiner Gefangenschaft bei Ogura erzähltest. Du mußt gelogen haben. Der Waldstamm weiß, was man mit dem schwarzen Stein beginnen kann. Ogura kann es nur von dir wissen. Was hast du dazu zu sagen?“

Wenn Keron erschrocken war, so ließ er sich nichts anmerken.

„Ogura ist ein kluger Häuptling, warum sollte er das Geheimnis der brennenden Steine nicht kennen? Ich habe es ihm nicht verraten.“

„Du lügst!“ wiederholte Urabali. „Früher oder später werde ich es dir beweisen.“

„Du wirst mir nichts mehr beweisen können, Urabali, denn sobald der erste Schnee fällt, werden die Waldbewohner uns angreifen und töten. Du hättest ihr Dorf sehen sollen, dann würdest du anders denken. Sie sind stärker als wir, und sie haben gute Waffen.“

Urabali warf ihm einen lauernden Blick zu.

„Was für Waffen, Keron? Eiserne Messer? Lanzen mit eisernen Spitzen - wie wir?“

Keron gab den Blick finster zurück. Er schwieg.

Urabali beachtete ihn nicht weiter und kehrte zum Feuer zurück. Er sah, daß die unförmigen Eisenstücke bereits zu glühen begannen und ein besonders kräftiger Jäger die Metallkeule zurechtlegte, mit der er sie schmieden würde. Er nickte ihm freundlich zu und ging zur Höhle. Nach kurzer Zeit brachten sie ihm die ersten Stücke. Während die lautlose Stimme ihm die Anweisungen gab, begann er mit der eigentlichen Arbeit. Sorgfältig wickelte er den kupfernen Draht um die Eisenkerne und ordnete sie nach einem ganz bestimmten Muster an. Er begriff nicht, wozu das gut sein sollte, und seine Männer begriffen es noch viel weniger. Auch Marutara schüttelte verständnislos den Kopf und ging schweigend davon.

Panar kam herbeigelaufen und rief atemlos:

„Das Rad dreht sich!“

Urabali lächelte zufrieden.

„Ja, es muß sich auch drehen. Und jetzt werden wir dieses Metallgestell so auf die Holzachse schieben, daß es sich ebenfalls dreht. Komm mit!“

An den entgegengesetzten Enden des Spulengehäuses hatte er zwei etwa einen Meter lange

Kupferdrähte angebracht. Die lautlose Stimme warnte ihn:

„Sobald sich der Eisenkern dreht, Urabali, darfst du die beiden Kupferdrähte nicht mehr berühren. Wenn du einen allein berührst, ist das nicht schlimm. Aber du darfst niemals beide zugleich berühren. Das darf nur Keron. Und nun tu, was ich dir gesagt habe ...“

Der Stamm war vollzählig am Ufer des Baches versammelt, als Urabali mit seinem merkwürdigen Gestell in das Wasser watete und es auf die Holzachse des Rades schob, die sich rasend schnell drehte. Sofort begann auch der mit Kupferdraht umwickelte Eisenkern in dem Gehäuse sich zu drehen, und zwar so schnell, daß man ihn kaum noch zu sehen vermochte. Die beiden Drahtenden - die Stromabnehmer - hingen lose herab. Ihre Spitzen waren etwa einen halben Meter voneinander entfernt.

„Und nun hole Keron!“ befahl die lautlose Stimme. „Du weißt, was er zu tun hat. Du wirst die Wahrheit erfahren.“

Urabali wandte sich an die Männer:

„Bringt Keron her! Er soll uns noch einmal berichten, was er im Dorf Oguras erlebte. Und er soll die Drähte dabei anfassen.“

Keron schrie verzweifelt auf, als die Männer ihn packten. Obwohl er sich mit Händen und Füßen wehrte, schleppten sie ihn in den Bach, bis er neben Urabali stand.

„Warum erschrickst du so?“ fragte der Häuptling. „Du brauchst uns nur die Wahrheit zu erzählen, dann geschieht dir nichts. Aber die Drähte werden uns verraten, ob du gelogen hast.“

„Ich will nicht sterben!“ rief Keron. „Ich werde den Draht nicht berühren, aber ich will euch die Wahrheit sagen.“

Urabali nickte.

„Du hast Ogura verraten, wie man die eisernen Waffen schmiedet? Deshalb wolltest du auch, daß wir von hier fortziehen. Du hast Angst vor ihm und seinen Kriegern. Warum hast du das getan? Wenn du wirklich von einem bösen Dämon besessen bist, werde ich dich von ihm befreien. Dann gehörst du wieder zu unserem Stamm, und wir werden deinen Verrat vergessen. Hier, nimm diesen Draht...“

Die Jäger hatten Keron losgelassen, der sich nicht vom Fleck rührte. Fassungslos sah er zu, wie Urabali den einen der Drähte in seine Hand nahm und ihn ihm reichte. Zögernd nahm er ihn in die eine Hand, denn wenn Urabali nichts passierte, konnte ihm auch nichts geschehen. Er spürte ein leichtes Kribbeln in den Fingern und hätte bald wieder losgelassen. Aber dann sah er die Blicke der Männer und Frauen auf sich gerichtet, und er wollte kein Feigling sein. Er hielt den Draht fest, schlängelte ihn sich sogar einmal um die Hand.

„Na, Keron, das ist doch gar nicht so schlimm, nicht wahr? Und nun nimm den zweiten Draht.“

Keron zögerte.

„Gib ihn mir, Urabali“, sagte er.

„Du mußt ihn dir selbst nehmen, Keron. Sonst kann der Dämon nicht vertrieben werden.“

Keron selbst schien nicht so recht an diesen Dämon glauben zu wollen, von dem er angeblich besessen war. Aber er wußte, daß ihn sein Stamm sofort töten würde, wenn man zu dem Schluß kam, daß er sein eigenes Volk bewußt und ohne den Einfluß eines Dämons verraten hatte. Wenn er aber alles auf diesen Dämon schieben konnte, blieb er am Leben.

Obwohl ihn eine innere Stimme warnte, griff er kurzentschlossen nach dem herabhängenden zweiten Draht.

Er hatte ihn noch nicht ganz berührt, als ein grellblauer Funke vom Ende des Drahtes in seine Hand übersprang. Urabali selbst spürte sofort einen kribbelnden Schmerz in den Füßen und rannte aus dem Wasser. Er drehte sich um.

-Keron stand mitten im Bach neben dem Wasserrad und brüllte, daß man es meilenweit hören konnte. Er hatte die Bewegung seiner Hand nicht mehr bremsen können und den Draht gepackt. Nun konnte er ihn nicht mehr loslassen, auch den ersten nicht. Der Strom floß

ungehindert durch seinen Körper.

Urabali beobachtete den Unglücklichen aufmerksam und studierte jede seiner Reaktionen.

Und dann hörte er wieder die lautlose Stimme:

„Es ist gut, Urabali. Der Dämon ist von Keron gewichen. Geht hin und befreit ihn, aber berührt ihn nicht. Hebt einfach das Wasserrad aus seiner Gabel, damit es sich nicht mehr drehen kann.“

Seine Männer weigerten sich, der Anordnung zu folgen, die er ihnen gab. Also stieg er kurzentschlossen selbst noch einmal ins Wasser und warf das Wasserrad mit einem kräftigen Schwung aus seiner Gabel. Es fiel in den Bach und schwamm davon, blieb jedoch am nächsten Stein hängen.

Keron hatte die beiden Drähte losgelassen und stierte benommen vor sich hin. Urabali nahm ihn beim Arm und zog ihn mit sich. Er klopfte ihm begütigend mit allen drei Händen auf die Schulter.

„Geh in deine Höhle und ruh dich aus. Wenn du morgen früh erwachst, wirst du froh sein, denn wir haben dich von einem Dämon befreit. Wir wollen deinen Verrat an unserem Volk vergessen, wenn du uns nicht mehr verschweigst, was die Pläne Oguras sind. Geh jetzt!“

Mit gesenktem Kopf wankte Keron davon und verschwand in seiner Höhle.

Schweigend sahen sie ihm nach. Urabali wußte, daß seine geheimnisvolle Maschine nun ungefährlich war. Gefährlich war sie nur dann, wenn sie sich drehte. Er ging in den Bach, holte sie heraus und brachte sie in seine Höhle.

## 7.

Durch die Augen des Häuptlings hatte Ernst Ellert jede visuelle Kleinigkeit des Geschehens in sich aufnehmen können. Er verstand es auch, die Reaktionen Kerons zu analysieren. Natürlich hatte der junge Jäger selbst keine Ahnung, was mit ihm geschah, aber das fremde Bewußtsein, das ihn beherrschte, wußte es. Es kannte die Elektrizität und ihre Gefahren. Aber es besaß noch zuwenig Macht über Kerons Körper, um schnell genug reagieren zu können. Der Stromstoß kam unerwartet und mit ungeahnter Intensität.

Das fremde Bewußtsein war aus Kerons Körper hinausgeschleudert worden, so wie es vor einer Ewigkeit mit Ellerts Bewußtsein geschehen war, als es von seinem eigenen Körper getrennt wurde.

Die Frage war: Was würde es jetzt unternehmen? Würde es versuchen, sich ein anderes Opfer gefügig zu machen? Oder würde es sogar versuchen, ihn selbst in Urabalas Körper anzugreifen? Ellert aber konnte nichts anderes tun als warten.

Allerdings besaß er nun die Möglichkeit, eine engere Symbiose mit Urabali einzugehen.

Immer mehr noch würde er in Urabalas Bewußtsein eindringen und somit bald Urabali selbst sein. Dann würde er auch Panar lieben können...

Urabali, Keron und drei andere Jäger näherten sich auf Schleichwegen dem Dorf Oguras. Sie hatten bereits drei der vorgeschobenen Wachposten umgangen und näherten sich nun einem vierten, der auf einem einzelnen Felsbrocken stand und Ausschau hielt.

Sie waren am späten Nachmittag aufgebrochen, und es dämmerte bereits. Vor einigen Tagen war der erste Schnee gefallen. Es wurde kalt. Sie mußten herausfinden, ob die Waldbewohner einen Angriff auf die Höhlen planten oder nicht.

In großem Bogen umgingen sie den vierten Posten, und dann sah Urabali zum erstenmal die Palisade. Staunend betrachtete er das Werk, das viel Arbeit gekostet haben mußte.

„In einem hast du recht, was du sagtest, als du noch von dem Dämon besessen warst“, flüsterte Urabali Keron zu. „Es ist besser, keinen Krieg mit ihnen zu beginnen. Nun besitzen sie auch noch dieselben Waffen wie wir! Vielleicht können wir einen Vertrag mit ihnen schließen, der uns die Höhlen sichert. Es wäre besser für uns alle.“

„Ich denke auch heute noch so, Urabali, nur bin ich es heute selbst, der so denkt.“

Keron hatte seinen Schock schon lange überwunden. Er und Urabali waren sogar gute Freunde geworden. Der Dämon war aus Keron gewichen - und auch die Gier nach Panar. Die fünf Männer schllichen weiter, bis sie in einer flachen Mulde lagen, die von dichtem Gebüsch überdeckt wurde. Das große Tor im Palisadenzaun war geöffnet, und sie konnten auf den Dorfplatz mit den Feuern sehen, Ogura schritt gravitätisch zwischen den Feuern hin und her, gab einige Anweisungen und verschwand dann in seiner Hütte.

Keron flüsterte:

„Es müssen noch Jäger unterwegs sein, sonst hätten sie das Tor geschlossen. Wir müssen ganz ruhig sein, sonst entdecken sie uns.“

Sie schwiegen und beobachteten.

Urabali wäre nach einiger Zeit am liebsten ein Stück vorgekrochen, um besser sehen zu können, aber Keron hielt ihn zurück. Er machte ihm klar, wie gefährlich es für sie alle wäre, wenn man sie entdeckte. Ogura wartete mit Sicherheit nur auf einen Anlaß, die Höhlen anzugreifen, und wenn er den Häuptling der Höhlenbewohner und Keron in seine Gewalt bekam, mußte der Stamm am Fluß in seinen Augen hilflos sein.

Keron hatte sich in der Tat zu seinen Gunsten verändert. Urabali war sicher, daß der Elektroschock das fremde Bewußtsein vertrieben hatte, aber genausogut konnte es natürlich auch sein, daß es inzwischen zurückgekehrt war und sich ruhig verhielt. Vielleicht wartete es ebenso wie Ogura auf eine Gelegenheit.

Zehn Jäger des Waldstamms kamen heim. Sie schleppten zwei junge Crols mit sich, und alle trugen sie Speere mit eisernen Spitzen und Messer. Ganz dicht marschierten sie an dem Versteck der fünf Männer vorbei und passierten das Tor, das sich unmittelbar hinter ihnen schloß. Nun konnte Urabali sicher sein, daß sich außer den Wachposten kein Angehöriger des Waldstamms mehr außerhalb der Palisade aufhielt. Auch die Wachttürme waren besetzt worden. Dann loderten die Lagerfeuer höher, und man konnte sicher sein, daß heute abend noch ein großes Festmahl stattfinden würde.

„Viel mehr finden wir heute nicht heraus“, flüsterte Urabali Keron zu. „Es ist besser, wir kehren zu den Höhlen zurück.“

„Warte noch!“ hauchte Keron zurück. „Es kommt jemand.“

In der Tat vernahm nun auch Urabali das Knacken von trockenen Ästen, dann erschienen zwei der Wachposten, die sie vorher umschlichen hatten. Sie sprachen miteinander. Es waren nur Bruchstücke, die Urabali und seine vier Begleiter verstanden, aber sie genügten, um einen Sinn zu ergeben. Am Tag nach dem zweiten Schneefall würde Ogura den Stamm bei den Höhlen angreifen. Die neuen Kampfmaschinen, unter Leitung des Häuptlings gebaut, schleuderten die Speere so weit, daß sie ihr Ziel auch vom Wald aus treffen würden. Oguras Jäger konnten den Stamm bei den Höhlen vernichten, ohne sich selbst einer Gefahr auszusetzen.

Die beiden Wachposten trennten sich kurz vor der Palisade und gingen in verschiedenen Richtungen weiter. Urabali lag bewegungslos in seinem Versteck und wagte kaum zu atmen. Den bevorstehenden Angriff des Waldstamms hatte er erwartet. Was aber hatte die Andeutung mit den Kampfmaschinen zu bedeuten? Welche Teufelei war Ogura eingefallen? Maschinen, die Speere schleudern konnten?

Keron stieß ihn an.

„Jetzt ist der günstigste Augenblick zum Rückzug“, flüsterte er. „Ich glaube, wir haben genug gehört.“

So vorsichtig, wie sie gekommen waren, schllichen sie auch wieder zurück. Und als der Morgen graute, erreichten sie ihre Höhlen. Ohne die anderen von dem Ergebnis ihres Spähtrupps zu unterrichten, gingen sie schlafen. Vorläufig war kein Angriff zu befürchten, denn erst einmal war Schnee gefallen. Aber es würde nicht mehr lange dauern, bis es abermals zu schneien begann.

Es war Urabali klar, daß er mehr über die Kampfmaschinen erfahren mußte. Kein noch so starker Mann konnte vom Waldrand jenseits des Baches her einen Speer bis zu den Höhlen schleudern. Wenn Ogura allerdings ein Mittel besaß, mit dem er die Speere vom Wald aus bis zu den Höhlen fliegen lassen konnte, würde jede Verteidigung zusammenbrechen. Dann blieb nur noch der Gegenangriff.

Für Ernst Ellert konnte es keinen Zweifel an der Tatsache geben, daß der fremde Intellekt im gleichen Augenblick, da er Keron verlassen hatte, in Oguras Bewußtsein eingedrungen war. Damit wurden die Häuptlinge der beiden Stämme von fremden Intelligenzen geleitet, die nun damit begannen, sich gegenseitig zu bekämpfen. Der Krieg zwischen den beiden Stämmen war nichts anderes als eine Machtprobe zwischen zwei körperlosen Bewußtseinsinhalten. Statt ihre Meinungsverschiedenheiten in den Weiten des Universums auszutragen, benützten sie die Körper der ahnungslosen Dreibeiner für ihre Zwecke. Ellerts ursprüngliche Absicht, ein geruhsames Leben als Urabali zu führen und seinen Stamm in den Genuß des Fortschritts kommen zu lassen, ließ sich im Augenblick nicht verwirklichen. Statt dessen geriet er nun selbst in ernsthafte Gefahr, von einem fremden Intellekt in die Flucht geschlagen zu werden. Es würde ihm nichts nützen, wenn er Ogura tötete. Das fremde Bewußtsein würde erneut frei sein und sich einen anderen Körper suchen.

Vielleicht war es doch besser, die Höhlen zu verlassen und weiterzuziehen. Der Uferstreifen unten am See war gut zu verteidigen, nur gab es dort zuwenig Höhlen. Aber dort würden Ogura seine Kriegsmaschinen nichts nützen, denn er hätte nur vom Wasser her angreifen können. Er mußte Urabali davon zu überzeugen suchen, daß der Rückzug der klügere Teil der Tapferkeit war.

Natürlich hätte er ihn auch die Schleudermaschinen für die Speere „erfinden“ lassen können, aber dazu war es nun zu spät. Jeden Tag konnte es erneut zu schneien beginnen, und danach würde der Angriff erfolgen.

Als Urabali am Nachmittag erwachte, hatte er leichte Kopfschmerzen, aber er wußte auch, was nun zu tun war. Er verließ die Höhle, sah hinauf in den grauen Himmel und rief die Männer zusammen. Er teilte ihnen indürren Worten seinen Entschluß mit. Im ersten Augenblick war fassungsloses Schweigen die Antwort, dann aber sprachen alle auf einmal. Sie argumentierten, daß sich die Höhlen leicht verteidigen ließen, wenn man Wälle aus Holz vor die Eingänge baute. Lebensmittelvorräte waren genügend vorhanden, und wenn es kalt wurde, blieb auch das Fleisch frisch. Holz konnte genug gesammelt werden, so daß man den ganzen Winter über in jeder Höhle ein Feuer unterhalten würde.

Niemand war bereit, vor Ogura und seinen Männern davonzulaufen.

Urabali sah bald ein, daß es sinnlos war, mit seinen Männern zu streiten. Er wandte sich an Keron:

„Was meinst du? Sollen wir bleiben oder sollen wir zum See ziehen? Wir haben beide die Kampfmaschinen nicht gesehen, aber ich weiß, wie sie aussehen und wie sie gebaut werden.“  
„Warum bauen wir dann nicht welche?“

„Weil wir dazu keine Zeit mehr haben. Die wenigen Tage, die uns bis zum ersten richtigen Schnee verbleiben, können wir nur damit nutzen, die Höhlen zu verlassen und zum See zu ziehen - oder unsere Höhlen zu befestigen. Es gibt nur diese beiden Möglichkeiten. Ich frage dich nochmals, für welche stimmst du?“

Keron erwiderete:

„Ich bin dafür, daß wir hierbleiben. Wir kennen den Zeitpunkt des Angriffs. Wir werden uns darauf vorbereiten. Und dann sollen sie kommen - mit ihren Kampfmaschinen.“

Urabali nickte langsam.

„Nun gut, ich bin von euch überstimmt worden und füge mich eurem Entschluß. Wir werden noch heute damit beginnen, den ganzen Tag über Holz zu sammeln und junge Crols zu jagen. Ein Trupp wird zu den Erzhügeln gehen und das Metall holen, damit wir noch mehr Messer und noch mehr Speere schmieden können. Und dann ist mir da noch etwas eingefallen: Ich

glaube, daß auch wir bis zum Tag des Angriffs eine Waffe besitzen werden, mit der wir Oguras Männer überraschen können. Dann können wir in den Höhlen bleiben." Die Männer jubelten ihm zu, als er seinen Entschluß bekannt gab. Die lautlose Stimme in seinem Gehirn war verstummt. Er wußte, daß sie bald wieder zu ihm sprechen würde, und dann würde sie ihm sagen, was er tun sollte. Mit sich und der Welt zufrieden, ging er zur Höhle zurück. Unterwegs brach er einen der biegsamen Stämme von den Uferbüschchen ab, nahm ihn in zwei Hände und bog ihn prüfend. Zu Panar, die ihm entgegeneilte, sagte er: „Wir haben doch noch ein paar getrocknete Därme von Crols da? Kannst du mir davon einige sehr dünne Stricke drehen? Und bring sie mir bald ..." Er setzte sich zu Marutara ans Feuer, das neben dem Eingang zu seiner Höhle brannte, und erklärte ihm seinen Plan.

## 8.

Ernst Ellert, dem körperlosen Intellekt, war es durchaus klar, daß er seine eigentliche Aufgabe, festzustellen, wo er war, hinauszögerte.

Nun aber beschäftigte er sich damit, die Angelegenheiten von Urabalis Stamm zu regeln. Obwohl er den Dreibeiner in jenen Augenblicken haßte, in denen Panar sich ihm hingab, empfand er mehr Sympathie für ihn, als jemals zuvor für ein anderes Lebewesen, das er beherrscht hatte. Das Schicksal seines Stammes war auch das seine geworden.

Das Motiv seiner Handlungsweise war ihm völlig bewußt. Er liebte Panar, und er konnte sie nur durch Urabali lieben. Er befand sich in einem Dilemma, denn noch nie während seiner langen Existenz war er einem ähnlichen Problem begegnet.

Aber da war noch der unbekannte Intellekt, der Besitz von Ogura ergriffen hatte, nachdem er gezwungenen worden war, den Körper Kerons zu verlassen. Wenn dieser Intellekt wirklich an einem Kontakt mit ihm, Ellert, interessiert wäre, hätte er dazu im Augenblick des Elektroschocks Gelegenheit gehabt. Er hatte es nicht versucht - oder er konnte es nicht.

Das gab Grund zu neuen Überlegungen. Vielleicht war er nur ein passiver Kontaktaufnehmer, kein aktiver. Dann lag es an Ellert, die Initiative zu ergreifen. Um das zu können, mußte er jedoch Urabalis Körper verlassen. Nach seiner Erfahrung mit Keron war er überzeugt, daß es ihm vielleicht gelingen würde, ohne Urabali dabei zu töten. Aber das hatte noch Zeit bis später. Im Augenblick war es wichtig für ihn, Urabalis Stamm nicht der Übermacht Oguras zum Opfer fallen zu lassen. Er mußte ihm helfen, den bald angreifenden Feind zu besiegen. Hinzu kam eine weitere Überlegung: Ellert konnte nicht wissen, ob der fremde Intellekt feindlich eingestellt war oder freundlich. Alle seine bisherigen Handlungen wiesen auf Feindschaft hin, aber das blieb bisher unbeweisbar.

Mit Hilfe seiner Männer und Unterstützung der Frauen, die aus den trockenen Därmen der erlegten Crols Sehnen drehten, hatte Urabali am Nachmittag des folgenden Tages zehn Bögen und etwa fünf Dutzend Pfeile mit Eisenspitzen fertiggestellt. Von Ernst Ellert unbewußt geleitet, zeigte er seinen Jägern, wie man damit umging. Vom Innern der Höhlen aus war der Waldrand am anderen Ufer des Baches leicht zu erreichen, und bald waren dort die Bäume mit Pfeilen gespickt. Urabali ließ sie wieder einsammeln und zurückbringen. Dann befahl er seinen Jägern, sich ebenfalls in der Kunst des Bogenschießens zu üben. Er selbst begleitete einige Frauen in den Wald, um frische Baumstämmchen zu holen.

Am Abend des nächsten Tages besaß jeder Jäger einen Bogen und etwa zwei Dutzend Pfeile. Die Eingänge der Höhlen waren durch schwere Holzstämme versperrt worden, die nur einen engen Durchlaß gestatteten. Marutara sah hinauf in den grauen Himmel, schnupperte prüfend in der Luft und sagte dann:

„Morgen wird Schnee fallen. Ich spüre es. Und übermorgen wird Ogura angreifen." Urabali nickte gelassen.

Seine Jäger und er waren auf den Überfall vorbereitet. Und er wußte inzwischen auch, warum Ogura die Zeit nach dem Schneefall gewählt hatte. Wenn er schwere Kampfmaschinen hätte bauen lassen, mit denen Speere geschleudert werden konnten, so waren diese auf Rädern nicht durch das unwegsame Gelände zu bewegen. Er mußte warten, bis Schnee lag. Dann ließen sich die schweren Gestelle auf Holzbrettern leichter ziehen. Ein Spähtrupp zum Dorf der Waldbewohner hatte festgestellt, daß es drei dieser Kampfmaschinen gab. Es waren unförmige Holzkonstruktionen, die im Prinzip einem Bogen glichen. Nur war der Bogen viel größer und die Sehne länger und dicker.

Am anderen Tag begann es zu schneien. Es war kalt, und der Schnee fiel in kleinen Flocken. Noch bevor es dunkelte, lag er fast zehn Zentimeter hoch auf dem felsigen Uferstreifen und jenseits des Baches am Waldrand. Es sah so aus, als würde es die ganze Nacht weiterschneien. Wenn Ogura angriff, so würde er das in den frühen Morgenstunden tun. Urabali teilte die Wachen ein und riet seinen Jägern, sich schlafen zu legen. Keron schickte er mit zwei Begleitern als Kundschafter aus und befahl ihm, die Bewegungen des anrückenden Feindes zu beobachten und sofort zu melden.

Keron weckte ihn eine Stunde vor Sonnenaufgang.

„Sie kommen, Urabali. Ich habe den Wachposten gesagt, sie sollen in ihre Höhlen gehen, denn Ogura und seine Jäger sind nur noch einige hundert Meter vom Waldrand entfernt. Sie ziehen ihre Kampfmaschinen auf Schlitten. Nicht mehr lange, und sie werden angreifen.“ Urabali war sofort auf den Beinen.

„Geh von Höhle zu Höhle und sag den anderen Bescheid! Jeder weiß, was er zu tun hat.“ Sie sahen nicht, was im Wald geschah, aber sie konnten es sich vorstellen. Ogura stellte die drei Schleudermaschinen an besonders geeigneten Orten auf, von wo aus die Höhlen am jenseitigen Ufer des Baches gut einzusehen waren. Die Speere wurden zurechtgelegt und die Männer verteilt. Drüben bei den Höhlen regte sich nichts, und Ogura mußte annehmen, daß Urabalis Stamm noch schlief. Es war sinnlos, die Speere blindlings in die Höhlen zu schleudern, denn er konnte nicht sicher sein, ob sie jemanden trafen. Also schickte er einen Trupp seiner Leute über den Bach, damit er die Schlafenden überfiel. Sobald die Gegenwehr erfolgte, sollten sie sich wieder zum Waldrand zurückziehen, damit die Kampfmaschinen in Tätigkeit treten konnten. Das war Oguras Plan.

Und er setzte ihn in die Tat um, noch bevor die Sonne aufging.

Über seine Holzbrüstung hinweg entdeckte Urabali die heranschleichenden Jäger des anderen Stammes. Er war sicher, daß auch seine eigenen Leute die Angreifer bemerkt hatten. Er hatte seinen Männern befohlen, Bogen und Pfeile erst dann einzusetzen, wenn er das Zeichen dazu gab.

Aufmerksam beobachtete er den Waldrand. Zum Glück hatte es aufgehört zu schneien. Er kannte fast jeden Baum und jeden Busch auf der anderen Seite, und schon bald entdeckte er die erste Kampfmaschine. Sie stand etwas erhöht auf einem kleinen Hügel, war aber nicht gut getarnt. Sie war genau auf seine Höhle gerichtet, Marutara und Panar hatten sich hinter die schweren Holzstämme gelegt, die als Deckung dienten. Der Speer würde also in der Höhle landen, ohne Schaden anzurichten.

Inzwischen waren die anschleichenden Gegner nahe genug herangekommen. Urabali erhob sich über die Brustwehr und rief das Kampfsignal. Ein Hagel von Steinen überschüttete die Angreifer, von denen fünf sofort zu Boden gingen. Der letzte starb, als er den Fluß durchwatet und den Waldrand kaum erreicht hatte.

Darauf hatte Ogura gewartet. Der Tod seiner zehn Krieger war der Preis dafür, daß er nicht in eine Falle getappt war. Der Feind mußte seinen Angriff geahnt haben. Er gab seinen Männern bei den Kampfmaschinen das Zeichen.

Urabali sah, wie der Speer zurückgezogen und der gewaltige Bogen gespannt wurde. Er brüllte eine Warnung und duckte sich hinter die Brustwehr. Im gleichen Augenblick schnellte drüben der große Speer von der Sehne und prallte mit ohrenbetäubendem Splittern gegen die

hintere Felswand im Innern der Höhle. Der Schaft zerbrach, und die schwere Eisenspitze klirrte zu Boden. Auch die anderen beiden Speere erreichten ihr Ziel, verletzten jedoch niemanden. Aber schon wurden die Kampfmaschinen nachgeladen.

Durch seine Beobachtungen hatte Urabali festgestellt, daß Ogura etwa siebzig Krieger bei sich hatte. Fast alle von ihnen legten keinen Wert auf Deckung, denn sie wußten, daß man Speere, Messer und Steine nicht so weit werfen konnte.

Ein Gegner, der die andere Seite unterschätzt, dachte Urabali bei sich, hat den Kampf bereits verloren.

Die zweite Salve der Kampfmaschinen blieb ebenso erfolglos. Trotzdem erhob sich am Waldrand ein lautes Hohngelächter, als die aus den Höhlen geworfenen Steine in den Bach platschten.

Nach der sechsten Salve der Kampfmaschinen entschloß sich Urabali, dem Schauspiel ein Ende zu bereiten. Es wurde höchste Zeit, Ogura die verdiente Lehre zu erteilen. Er nahm seinen Bogen, spannte ihn und zielte sorgfältig. Er nahm einen der Männer an den Kampfmaschinen aufs Korn und hoffte, daß es nicht Ogura war. Den brauchte er lebendig. Er ließ den Pfeil von der Sehne schnellen. Eine Sekunde später stürzte einer der Männer beim Holzgeschütz tödlich getroffen zu Boden. Seine Gefährten waren für einige Augenblicke fassungslos, dann entdeckten sie den Pfeil in der Brust des Toten. Aber ehe sie ihn herausziehen und untersuchen konnten, fiel der zweite von ihnen.

Dann ergoß sich ein wahrer Strom von gutgezielten Pfeilen über Oguras Truppe. Ehe der Häuptling überhaupt begriff, was geschah, hatte er die Hälfte seiner Leute verloren. Er mußte einsehen, daß der Höhlenstamm eine neue Waffe besaß, gegen die er nicht ankam. Und seine erste Vermutung war, daß dieser Keron ihn verraten hatte. Er schwor ihm furchtbare Rache und gab das Zeichen zum Rückzug. Die Kampfmaschinen blieben zurück.

Urabalis Späher überzeugten sich davon, daß die Überlebenden des Waldstamms sich in ihr Dorf zurückzogen, ohne sich um ihre Toten oder Verwundeten zu kümmern. Urabali ließ die Kampfmaschinen zu den Höhlen bringen; sie lieferten gutes Holz für den Winter. Speere und Pfeile wurden eingesammelt. Die Toten wurden in den Fluß geworfen, die Verwundeten pflegte man und ließ sie dann frei.

Als Urabali kurz vor der Dämmerung Keron traf, sagte er zu ihm:

„Es ist besser, wenn du in den nächsten Tagen nicht auf Jagd gehst. Ogura wird auf Rache sinnen. Er wird dir die Schuld geben. Schließlich hast du ihm die Kohlen und das Eisen gebracht, und er wird annehmen, daß du ihn damit zum Angriff ermutigen wolltest. Sei also vorsichtig.“

„Ich habe keine Angst vor Ogura, Urabali. Aber ich werde deinen Rat befolgen.“

Der Stamm hatte keinen einzigen Toten zu beklagen. Es war ein Sieg gewesen, wie ihn noch nie einer ihrer Häuptlinge errungen hatte, soweit jemand zurückdenken konnte. Als abends beim Lagerfeuer der Vorschlag laut wurde, das Dorf der Waldbewohner zu überfallen, schüttelte Urabali den Kopf und sagte:

„Ich glaube nicht, daß wir das tun sollten. Die anderen Stämme würden davon hören, und wir hätten sie damit alle zu unseren Feinden gemacht. Ich möchte Frieden mit Ogura schließen.“

An einem der nächsten Tage wollte er zu Ogura gehen und mit ihm reden. Aber er nahm sich vor, nicht allein zu gehen.

## 9.

Keron war davon überzeugt, daß Urabali einen Fehler machte, wenn er einfach nur wartete. Seit drei Tagen schon war nichts geschehen, und er durfte das Lager nicht verlassen. Er wußte, daß der Häuptling das Verbot nur aus Sorge um sein Leben erlassen hatte, aber er war gewillt, seinen damaligen Fehler wiedergutzumachen. Er selbst wollte in das Dorf der

Waldbewohner gehen und Ogura davon überzeugen, daß der Friede zwischen den beiden Stämmen für alle das beste war.

Als es dunkelte, schlich er sich unbemerkt davon und verschwand im Wald. Der Schnee lag inzwischen einen halben Meter hoch, und es war schwer, voranzukommen. Der Morgen graute bereits, als er das Dorf erreichte. Da keine Wachtposten zu sehen waren, ging er zu dem großen, hölzernen Tor und kloppte dagegen.

Lange Zeit geschah nichts. Auf der Innenseite des Palisadenzaunes war neben dem Tor ein Wachtturm. Plötzlich ertönte von oben eine Stimme:

„Wer bist du, und was willst du?“

„Ich will zu Ogura! Führe mich zu ihm!“

„Der Häuptling wird mich töten, wenn ich es wage, ihn um diese Tageszeit zu wecken.

Außerdem habe ich gefragt, wer du bist - du hast mir keine Antwort gegeben.“

„Ich bin Keron, der Häuptling kennt mich.“

Keron sah, wie der Wachtposten vom Turm herabkletterte. Trotzdem dauerte es noch einige Minuten, bis das Tor geöffnet wurde. Neben dem Posten standen sechs weitere Krieger, ihre Speere zum Wurf erhoben.

„Du bist also Keron, der doppelte Verräter? Und du kehrst freiwillig zu uns zurück?“

Keron nickte.

„Meine Gründe werde ich dem Häuptling sagen. Führt mich zu ihm, sobald er erwacht ist.“

Sie brachten ihn in eine der Hütten, ohne ihm das Messer abzunehmen. Aber sie bewachten den Eingang. Und als es dann heller wurde, kam einer von ihnen herein und sagte:

„Der Häuptling freut sich, dich zu sehen!“

Keron zuckte zusammen, als er den Spott in der Stimme des Mannes vernahm. Er stand auf und folgte dem Jäger. Ogura erwartete ihn auf seinem Holzthron, und diesmal scheuchte er seine Frauen nicht davon. Er sah Keron finster entgegen und deutete auf einen rohen Holzklotz.

„Setz dich! Warum bist du gekommen? Du weißt genau, daß ich dich töten lassen werde.“

Keron setzte sich. Er wußte, daß jedes weitere Wort sein Schicksal bestimmen konnte.

„Ich wäre niemals freiwillig zu dir gekommen, wenn ich dich und deinen Stamm verraten hätte. Ich weiß nicht, was du von Dämonen hältst, aber ich wurde von einem beherrscht, als ich dein Gefangener war und mein Volk verriet. Erst Urabali befreite mich von ihm, und nun komme ich als freier Mann zu dir. Ich habe dir gezeigt, wie man Waffen schmiedet, aber ich habe dich niemals dazu überredet, die Höhlen zu überfallen. Urabali weiß nicht, daß ich zu dir gekommen bin. Aber er denkt wie ich, und ich möchte dir folgendes sagen: Dein Stamm und mein Stamm können in Frieden nebeneinander leben. Ihr habt den Wald und die Hütten, wir haben den Bach und die Höhlen. Es muß nicht Krieg zwischen uns sein, sondern wir können zusammen die Crols jagen.“

Ogura betrachtete ihn mit einem seltsamen Glanz in den Augen, der Keron bekannt vorkam. Ihm war, als hätte er denselben Glanz schon einmal in Urabalis Augen gesehen. Dann meinte der Häuptling:

„Ich bewundere deinen Mut, Keron. Durch deine Schuld habe ich vierzig meiner besten Krieger verloren, und nun kommst du zu mir, um zu verhandeln. Draußen warten schon unsere Frauen, um dich mit Steinen zu erschlagen. Nichts kann dich retten. Niemals wird es Frieden geben können zwischen deinem und meinem Volk. Deinen leblosen Körper werden wir am Oberlauf des Baches ins Wasser werfen, damit er bei den Höhlen angeschwemmt wird.“

Bei dem Gedanken daran, von Frauen erschlagen zu werden, überfiel Keron das Grauen. Er versuchte es noch einmal:

„Wenn Urabali auch nicht weiß, daß ich zu dir gekommen bin, so wird er mich vermissen. Du weißt, daß er die besseren Waffen hat, und er wird dein Dorf überfallen und es vernichten. Wenn ich sterben muß, so werdet ihr auch alle sterben. Ich bitte dich noch einmal, mir

zuzuhören."

Unbewußt und ohne von einem fremden Intellekt geleitet zu werden, hatte Keron die große Wahrheit erkannt. Auch er mußte drohen, um sein Leben zu retten und den Frieden zu erhalten. Zumindest erhielt er mit dieser Methode einen Aufschub, denn Ogura sagte: „Wer garantiert mir, daß er mein Dorf nicht überfällt, wenn ich dir glaube? Kehr nun in die Hütte zurück und warte meine Entscheidung ab. Ich muß darüber nachdenken.“

Zwei Jäger kamen und geleiteten ihn durch die Gasse der Weiber, die bereits mit Wurfsteinen warteten. Aus ihren Gesichtern sprach Enttäuschung, als Ogura sie in die Hütten zurückschickte.

Während Keron sich auf das primitive Lager legte und die Augen schloß, um Kräfte zu sammeln, zog sich Ogura wieder in seine Hütte zurück, setzte sich auf seinen Thron und dachte über den Sinn von Krieg und Frieden nach.

Gegen Mittag kam ein Jäger zu Urabali und meldete ihm das Verschwinden Kerons. Der Häuptling war bestürzt, aber er konnte niemandem einen Vorwurf machen.

Für Urabali gab es nur *eine* Erklärung: Keron war so unvorsichtig gewesen, den Fluß zu überschreiten. Dort warteten die Männer Oguras auf ihn, um ihn gefangen zu nehmen. Sie hatten ihn ins Walddorf geschleppt, wo sie ihn für seinen Verrat bestrafen wollten. Eine andere Möglichkeit kam für Urabali überhaupt nicht in Betracht, obwohl eine innere Stimme ihm immer wieder sagte, daß Keron freiwillig gegangen war, um beiden Stämmen den Frieden zu erhalten.

Sein erster Gedanke war, zwanzig Bogenschützen zu nehmen und Oguras Dorf zu überfallen. Dann sagte er sich, daß er ohnehin zu spät kommen würde und beschloß, zumindest den nächsten Tag abzuwarten. Vielleicht, so tröstete er sich, ist er nur auf die Jagd gegangen und noch nicht zurückgekehrt. Vielleicht belauert er eine Herde Crols und wartet auf den günstigen Augenblick, um eines der Jungtiere zu erlegen. Dann müßte er spätestens morgen zurückkehren.

Als Keron aber auch am nächsten Tag nicht zurückkehrte, rief Urabali am Abend seine Männer zusammen und sagte zu ihnen:

„Wenn Keron wirklich in die Hände des Feindes gefallen ist, können wir ihn nicht mehr retten. Aber wir werden ihn rächen. Ich möchte, daß mich morgen zwanzig Bogenschützen begleiten, wenn ich zu Ogura gehe. Ich will mit ihm sprechen. Und er wird mir sagen müssen, was er mit Keron getan hat. Ich werde allein zu ihm gehen, und ihr werdet draußen im Wald verborgen auf mein Zeichen warten. Ich werde mein Messer, wie immer, im Gürtel tragen, aber ein zweites werde ich versteckt unter dem Fell halten. Wenn Ogura Keron getötet hat, wird auch er sterben.“

Seine Männer schienen von dem Vorschlag nicht sonderlich begeistert zu sein. Als Urabali zu seiner Höhle zurückkehrte und sich zu Marutara ans Feuer setzte, meinte dieser:

„Ich weiß, was dich bedrückt, und unser Stamm wird nicht in Ruhe und Frieden leben können, ehe wir eine Lösung mit Ogura gefunden haben. Und es kann nur zwei Lösungen geben. Die eine ist: Du überfällst mit unseren Kriegern das Dorf im Wald, und tötest alle Bewohner. Aber es gibt auch noch eine zweite: Du sprichst mit Ogura und versuchst, dich mit ihm zu einigen. Die Höhlen, der Wald, die große Lichtung, der Bach und der See - dies alles bietet genug Platz für Ogura und für dich. Geh zu ihm und rede mit ihm.“

„Und wenn er Keron getötet hat? Was soll ich dann tun?“

„Auch dann mußt du mit ihm reden! Er hat Keron für einen Verräter halten müssen - und was hättest *du* mit einem Verräter gemacht?“

Urabali nickte, stand auf und klopfte dem Alten auf die Schulter. Dann ging er zu seinem Lager und legte sich zu Panar.

Den ganzen Tag über kümmerte sich niemand um Keron, nur als es dämmerte, brachte man ihm etwas zu essen. In der Nacht schliefl er unruhig. Bei den Höhlen würde man ihn längst vermisst haben, und er hoffte, daß Urabali nicht auf den Gedanken kam, ihn befreien zu

wollen. Damit würde er alles verderben.

Die Nacht verging. Er schlief, hin und wieder wachte er auf, und schlief erneut ein. Draußen vor der Hütte sah er gegen den Schein des Lagerfeuers die beiden Wachtposten. Er hätte sie leicht überrumpeln und fliehen können, aber dann wäre seine Mission gescheitert. Er blieb also.

Am Mittag des nächsten Tages trat er vor die Hütte. Die beiden Wachtposten hielten ihm die Speere entgegen.

„Bleib, wo du bist! Wir haben Befehl, dich bei einem Fluchtversuch zu töten.“

„Ich will mit Ogura reden“, sagte Keron. „Bringt mich zu ihm.“

„Du mußt warten, bis er dich ruft.“

Keron kehrte in die Hütte zurück und setzte sich auf den Boden. Es hatte wenig Sinn, mit den beiden Jägern zu argumentieren. Sie befolgten ihre Befehle.

Als sich die Sonne bereits gen Westen senkte, brachte man ihn zur Hütte des Häuptlings. Dort erwartete Keron eine Überraschung.

Neben Ogura, auf einem provisorischen Thron aus zusammengehäuften Crolfellen, saß Urabali. Er sah Keron starr an und blinzelte ihm vertraulich zu. Keron wußte, was das zu bedeuten hatte. Er sollte schweigen.

Ogura sah von einem zum anderen, ehe er nach langer Pause endlich sagte:

„Urabali ist gekommen, und er hat nicht gewußt, daß du unser Gefangener bist. Und erst recht hat er nicht gewußt, daß du freiwillig zu uns gekommen bist. Was sagst du dazu?“

Keron erinnerte sich des Blickes, den Urabali ihm zugeworfen hatte. Er schwieg.

„Rede!“ brüllte Ogura ihn an.

Urabali sagte:

„Du hast mir versprochen, Ogura, keine hinterhältigen Methoden anzuwenden. Halte dich bitte daran! Du weißt, was geschehen wird, wenn wir uns nicht einigen. Draußen im Wald warten meine Männer nur auf das Zeichen, das Dorf anzugreifen und deine Männer und Frauen zu töten. Richte dich danach!“

Keron vermied es, Urabali oder Ogura anzusehen. Er begriff, was sein Häuptling plante. Und er begriff, daß nur mit Gewaltdrohung Friede zu erzwingen war, wenn es keine andere Methode gab. Auch nur so war es zu erklären, daß Urabali neben Ogura saß, ohne von seinen Männern sofort getötet worden zu sein. Er blieb stehen, den Kopf gesenkt, und schwieg auch weiterhin.

„Er ist ein Verräter“, sagte Ogura wütend. „Er ist sogar ein doppelter Verräter. Er hat deinen Stamm genauso verraten wie den meinen. Er verdient den Tod.“

„Da bin ich anderer Meinung, Ogura. Keron war von einem Dämon besessen, als er unseren Stamm verriet. Damit hätte er den Tod verdient, wenn ich ihm nicht den Dämon ausgetrieben hätte. Er hat auch dich nicht verraten, denn er hat überhaupt nicht gewußt, was er tat. Du wirst Keron freilassen. Und nun sollten wir über den Frieden reden.“

„Du willst über Frieden reden, wenn draußen dein ganzer Stamm darauf wartet, über den meinen herzufallen?“ erkundigte sich Ogura.

„Hätte ich mit dir über Frieden reden können, wenn ich allein gekommen wäre? Hättest du mich nicht sofort töten lassen - und Keron dazu? Es ist also nur die Drohung, die dich dazu zwingt, von Frieden zu reden.“

Ogura lenkte auf seine Art ein, indem er das Thema wechselte.

„Was hast du gemeint, als du sagtest, Keron wäre von einem Dämon besessen gewesen? Gibt es Dämonen?“

Urabali nickte.

„Ja, es gibt Dämonen! Keron war von einem besessen, und ich habe ihn vertrieben. Es gibt eine Kraft, mit der man Dämonen vertreiben kann - und ich kenne sie.“ Er sah den Häuptling des Waldstamms forschend an. „Hast du nicht auch manchmal das Gefühl, von einem Dämon besessen zu sein?“

Die Frage kam so überraschend, daß Ogura unwillkürlich nickte, ohne vorher überlegen zu können. Urabali fuhr fort:

„Es ist, als sei man plötzlich nicht mehr mit sich allein, auch wenn niemand bei einem ist. Eine lautlose Stimme spricht zu dir, und sie gibt dir Befehle, die du befolgen mußt. Ist es dir wirklich schon einmal so ergangen? Du kannst ruhig die Wahrheit sagen, Ogura, denn ich kenne sie.“

Keron glaubte zu ahnen, was sein Häuptling plante. Er wollte Ogura dazu bewegen, ihn zu den Höhlen zu begleiten, damit er die beiden Drähte der Teufelsmaschine berührte. Und diesmal würde die Kraft so stark sein, daß Ogura getötet wurde. Das und nichts anderes konnte Urabalis Plan sein.

„Du hast recht, Urabali. Ich habe wirklich manchmal das Gefühl, von einem Dämon besessen zu sein. Aber das ist noch lange kein Grund, über den Frieden zu reden. Es kann nicht mehr lange dauern, bis wir deine neue Waffe ebenfalls besitzen. Dann sind wir gleich stark. Und dann werden wir kämpfen.“

„Welchen Sinn hat das? Wir töten uns gegenseitig, und die Crols vermehren sich. Es wird ihnen eines Tages leichtfallen, die Reste unserer beiden Stämme zu vernichten. Was also haben wir vom Krieg?“

„Wir werden siegen“, behauptete Ogura.

„Das ist fraglich. Aber es spielt auch keine Rolle, wer siegt. Ich habe dir meine Vorschläge unterbreitet, und du solltest darüber nachdenken. Und jetzt möchte ich dich bitten, Keron freizulassen. Dann reden wir weiter.“

Zu Kerons größter Überraschung nickte Ogura, gab den beiden Wächtern, die immer noch am Eingang der Hütte standen, einen Wink und befahl ihnen, den Gefangenen zum Tor zu führen und gehen zu lassen. Ehe er noch etwas sagen konnte, war er bereits auf dem Dorfplatz und dann beim Tor. Es öffnete sich, und er war frei. Er war kaum zweihundert Meter gegangen, als er auf die Jäger seines Stammes traf. Er berichtete ihnen, was er erlebt hatte. Die Männer nickten grimmig. Sie wußten, was sie zu tun hatten, wenn Urabali bis zur Dämmerung nicht das Zeichen gab, daß von nun an Frieden zwischen den beiden Stämmen herrsche.

Inzwischen sagte Urabali zu Ogura:

„Du weißt, was geschehen wird, wenn ich das Zeichen nicht gebe. Flammende Pfeile werden geflogen kommen und deinen Holzzaun in Brand stecken. Danach werden die Flammen auf die Hütten übergreifen und alles verschlingen. Deine Krieger, die im Schein des Feuers gut sichtbar sein werden, sterben durch die Pfeile meiner Jäger. Ich hoffe aber, daß es nicht nötig sein wird, dir meine Macht erneut zu demonstrieren. Bevor die Sonne sinkt, sollten wir unseren beiden Stämmen das neue Gesetz verkünden, wonach nie mehr ein Jäger des einen Stammes gegen einen Jäger des anderen Stammes seine Waffe erheben darf. Was sagst du dazu, Ogura?“

„Gib mir eine Stunde Zeit, um mit meinen Männern zu sprechen. Dann werde ich dir meine Entscheidung mitteilen.“

„Ich warte hier. Aber komm in einer Stunde zurück, damit wir weiterreden können. Wir haben nicht mehr viel Zeit.“

Ogura rutschte von seinem Holzthron und verließ die Hütte. Wenige Minuten später kamen einige seiner Frauen und brachten dem Gast eine Schüssel mit Früchten. Immerhin ein gutes Zeichen, dachte Urabali befriedigt. Während er aß, sah er Ogura, die Männer um sich versammeln. Er redete auf sie ein und unterstrich seine Worte mit lebhaften Gesten. Urabali war davon überzeugt, daß der Häuptling des Waldstammes in diesem Augenblick für den Frieden plädierte.

Als Ogura dann zu ihm zurückkehrte, war seine Miene gelockert. Er sah zufrieden, fast fröhlich aus.

„Meine Männer sind mit deinem Vorschlag einverstanden. Hole deine Jäger herbei, wir wollen mit ihnen feiern.“

Das könnte natürlich auch eine Falle sein, aber Urabali glaubte es nicht. Er stand auf und reichte dem Häuptling alle drei Hände.

„So soll es sein, Ogura. Und morgen wirst du zu den Höhlen kommen und unser Guest sein. Du kannst deine Frauen und auch einige Krieger mitbringen. Ich gehe jetzt, um meine Leute zu holen.“

Sie blieben den ganzen Tag und auch die folgende Nacht im Dorf des Waldstamms und kehrten erst am nächsten Tag zu ihren Höhlen zurück, wo sie mit großer Freude empfangen wurden. Keron war vorausgeeilt und hatte die frohe Botschaft überbracht.

Ein Trupp von Jägern machte sich anschließend auf den Weg, um zwei junge Crols zu erlegen. Morgen würde ein großes Fest stattfinden, und man würde Ogura wie einen König empfangen.

## 10.

Als Panar eingeschlafen war, nahm Ernst Ellert in dieser Nacht direkten Kontakt mit Urabali auf und sagte zu ihm:

„Erschrick nicht, ich bin dein Freund. Ich bin dein Dämon, wenn du so willst, aber du mußt zugeben, daß ich kein schlechter Dämon war. Ich habe dir geholfen, deinem Volk Waffen zu geben, die den Frieden sichern. Du darfst mich nicht fragen, wer ich bin, denn ich könnte es dir nicht erklären. Aber ich werde bald versuchen, dich für immer zu verlassen. Dann wirst du wieder allein sein, allerdings ohne zu vergessen, was du durch mich gelernt hast. Wenn Ogura morgen kommt, werde ich durch dich zu ihm sprechen. Auch er hat einen Dämon, und durch dich und Ogura wird er hören, was ich ihm zu sagen habe.“

Im ersten Augenblick war Urabali starr vor Schreck. So deutlich hatte er die lautlose Stimme noch nie zuvor vernommen.

„Wenn du sonst noch etwas wissen willst, Urabali, dann frage nur. Du kannst flüstern, wenn du willst. Es genügt aber auch, wenn du nur denkst.“

Es kam Urabali seltsam vor, eine Frage nur zu denken. Also flüsterte er:

„Wohnst du in meinem Geist? Bist du in mir? Und warum zeigst du dich nicht?“

Die lautlose Stimme antwortete:

„Ich kann mich nicht zeigen, denn ich habe keinen Körper. Auch wenn ich dich verlasse, wirst du mich niemals sehen können. Außer der Welt, auf der du lebst, gibt es noch viele andere Welten, und auf manchen von ihnen existieren die seltsamsten Lebewesen. Dein Volk wird sich weiterentwickeln, und vielleicht werden eure Nachkommen in Tausenden von Jahren einmal diesen Planeten verlassen können. Doch das liegt in ferner Zukunft. Die Probleme von *heute* sind deine Probleme. Und fürs erste dürften sie gelöst sein. Lade Ogura morgen nach dem Festmahl in deine Höhle ein. Dann werde ich mit ihm sprechen.“

„Ich werde alles tun, was du von mir verlangst“, hauchte Urabali scheu.

„Danke“, erwiderte die Stimme und schwieg.

Es dauerte lange, bis Urabali endlich einschlief.

Es war Ellert klar, daß er ein gewisses Risiko damit eingegangen war, sich dem Häuptling zu offenbaren. Aber er wollte für den morgigen Tag die Kooperation seines Gastkörpers besitzen, um so leichter mußte es fallen, den fremden Intellekt von seinen guten Absichten zu überzeugen. An der Reaktion Oguras würde er sofort merken, ob ihm das gelungen war oder nicht.

Am Mittag des anderen Tages brannten große Feuer vor den Höhlen. Ogura erschien mit etwa zwanzig Kriegern und einigen Frauen. Er wurde von Urabali noch am Waldrand begrüßt und zu den Höhlen geleitet. Es war, als hätte es nie einen Krieg zwischen den beiden Stämmen gegeben. Die Männer begegneten einander wie alte Freunde, und auch die Frauen zeigten sich nicht zurückhaltend. Unten in den Stromschnellen wirbelte das Wasserrad, und die beiden

gelben Drähte des seltsamen Eisengestelles hingen lose herab. Im Augenblick achtete noch niemand darauf.

Als Gastgeschenk hatte Ogura ein Faß mit einer dunkelbraunen Flüssigkeit mitgebracht, von der er geheimnisvoll sagte:

„Wir haben es aus Getreide und Früchten hergestellt, und es schmeckt sehr gut. Wenn man allerdings zuviel davon trinkt, schlafst man lange und tief. Seid also vorsichtig.“

Das Festmahl begann, und hölzerne Krüge mit der dunkelbraunen Flüssigkeit machten die Runde. Die Stimmung wurde ausgelassen, und bald begann die Verbrüderung.

Am späten Nachmittag nahm Urabali Ogura beim Arm.

„Ich möchte mit dir allein sprechen, Ogura. Folge mir in meine Höhle. Wir haben Zeit, denn ihr werdet diese Nacht bei uns verbringen. Es sind wichtige Dinge, die ich dir zu sagen habe.“ Ogura nickte etwas erstaunt, rief seinen Männern ein Scherzwort zu und folgte Urabali in dessen Höhle. Als sie sich gesetzt hatten, sagte Urabali-Ellert:

„Hör genau zu, Ogura, was ich dir zu berichten habe. Du glaubst, mir, dem Häuptling des Höhlenstamms, gegenüberzusitzen, aber das ist nicht der Fall. Es ist mein Dämon, der zu dir spricht. Und er möchte auch nicht mit dir, sondern mit *deinem* Dämon sprechen. Nein, steh nicht auf, sondern bleib sitzen! Ich spreche die Wahrheit. Ich bin ein Wesen, dessen Existenz dein Begriffsvermögen übersteigt, Ogura, und Urabali hat keine Gewalt über mich.“

Genausowenig, Ogura, wie du Gewalt über deinen Dämon hast. Ich will, daß er mir durch dich antwortet. Es ist für ihn und für mich von größter Wichtigkeit, daß wir Kontakt aufnehmen.“

Jetzt mußte es sich entscheiden, ob Ellerts Hoffnungen sich erfüllten oder nicht. Das andere Bewußtsein, eine energetische Existenz wie er selbst, mußte sich nun bemerkbar machen, wenn es dazu in der Lage war. Gespannt sah er auf Oguras Mund, und als dieser sich endlich öffnete, hielt er unwillkürlich den Atem an, das heißt: Urabali hielt den Atem an.

„Ich habe immer geglaubt, einmalig im Universum zu sein. Vielleicht ist das der Grund für einige meiner Handlungen, die dir unlogisch erscheinen müssen. Es ist gut, daß du den Versuch unternommen hast, Verbindung mit mir aufzunehmen. Ich kann es nicht, denn ich kann diesen Körper nicht mehr verlassen.“

Es dauerte nur Sekunden, dann erwiederte Ellert:

„Du hast es schon einmal getan, als du in dem Jäger Keron warst. Ein Elektroschock bewirkt die Trennung zwischen Bewußtsein und Gastkörper. Wir werden das Experiment wiederholen.“

„Warum?“

„Bevor ich dir darauf antworte, möchte ich, daß du mir einige Auskünfte gibst. Wer bist du und woher stammst du? Bist du in diesem Teil des Universums zu Hause?“

Ogura - oder das fremde Wesen - antwortete nicht sofort. Ellert wiederholte seine Frage und wartete.

„Vor vielen Millionen Jahren war dieser heute fast unbesiedelte Sektor des Universums eine Ansammlung bewohnter Planeten mit weit fortgeschrittenen Zivilisationen. Schreckliche Kriege tobten zwischen den verschiedenen Einflußbereichen, bis es weder Sieger noch Besiegte gab. Die zweitausend beteiligten Planeten schlossen sich zu einer Konföderation zusammen, deren erklärtes Ziel es war, sich vom übrigen Teil des Universums zu isolieren. Das war der Beginn.“

Ellert wußte, daß er den Start zu einer ähnlichen Entwicklung selbst erlebt hatte, wenn auch in einem völlig anderen Teil des Universums. In jenem Teil nämlich, den er wiederzufinden hoffte.

„Was geschah weiter?“

„Wie ich schon sagte: es war der Beginn. Der Beginn einer völligen Umwandlung des Denkens und des Handelns. Unsere Supertechnik wurde nicht mehr dazu benutzt, Raumflotten und Waffen herzustellen, sondern den Geist zu fördern. Das Bewußtsein war

alles, der Körper wurde vernachlässigt. Ein Heer von Robotern sorgte für die Erhaltung des materiellen Lebens, während das Bewußtsein sich immer mehr der Meditation widmete. Und so konnte es nicht ausbleiben, daß eines Tages niemand mehr geboren wurde. Damit schien das Ende besiegelt zu sein."

Ellert ahnte, was geschehen war. Er wartete, bis Ogura weitersprach:

„Zu einer Umkehr war es zu spät, aber zum Glück besaßen wir unsere Technik und unsere hervorragenden Wissenschaftler. Die Bewußtseinsinhalte der Bewohner von mehr als zweitausend Planeten wurden gesammelt, in einen energetischen Umwandler transferiert und so vereinigt. Das Ergebnis war ein intelligenter Energiekoloß, der unsterblich geworden war. Das Ergebnis war - ich.“

Ernst Ellert selbst war nur das Bewußtsein eines einzelnen Menschen, aber in der Gestalt Oguras saß ihm ein sichtbar gewordenes Bewußtsein gegenüber, das die Intelligenz von vielleicht hundert Milliarden Lebewesen verkörperte. Für einen Augenblick schauderte er zusammen, dann faßte er sich und sagte:

„Und was geschah mit den Bewohnern der zweitausend Planeten, nachdem sie ihr Bewußtsein verloren hatten?“

„Sie fielen in die Primitivität zurück und starben aus. Seitdem gibt es in diesem Sektor des Universums keine von Intelligenzen bewohnten Planeten mehr. Die Entwicklung hat sich nicht wiederholt. Ich nehme an, daß dein Schicksal dem meinen ähnelt - oder irre ich mich da?“

„Ja, du irrst dich“, sagte Ellert und schilderte dem anderen Bewußtsein, wie er zu seiner augenblicklichen Existenzform gekommen war. Von draußen drang das Johlen und das Geschrei der bereits leicht angetrunkenen Jäger in die Höhle, aber Ellert versuchte, sich nicht ablenken zu lassen. Urabali und Ogura selbst saßen bewegungslos auf ihren Plätzen. Sie hörten nichts, was bei den Feuern vor sich ging. Alle ihre Sinne waren in das Dunkel des Unterbewußtseins abgesunken.

Nach einer Weile sagte der Fremde:

„Du hast recht, dein Schicksal unterscheidet sich sehr von dem meinen. Ich verkörpere Milliarden von Lebewesen, du aber nur eines. Ich müßte Ogura töten, um ihn verlassen zu können - wenn der Elektroschock nicht so funktioniert, wie du es mir sagst. Auf der anderen Seite birgt sein Stamm und der Stamm Urabalis den Keim der neuen Entwicklung in sich. Wir dürfen ihn nicht mutwillig zerstören. Wann werden wir den Versuch unternehmen - und was werden wir tun, wenn er gelingt?“

„Wir könnten versuchen, als Energiewesen miteinander Verbindung aufzunehmen. Aber bevor wir das Experiment durchführen, möchte ich dich noch etwas fragen.“

„Frage!“

„Du sprichst davon, daß deine Zivilisationen vor vielen Millionen von Jahren existierten. Wie alt ist dieser Teil des Universums?“

Ellert ahnte, daß die von dem Fremden erwähnten Sternenreiche und Imperien viel älter als die Erde waren. Da sich das Universum ausdehnte und die Galaxien an seinem Rand älter waren als jene mehr dem Mittelpunkt zu, hielt er sich am Rand des Universums auf. Das wäre damit der erste konkrete Hinweis auf seinen jetzigen Aufenthaltsort. Wenn er noch weitere Angaben erhielt, war eine Orientierung möglich.

„Ich will versuchen, dir zu helfen“, erklärte der Fremde nach einer Weile. „Es wird sehr schwer sein, denn eine genaue Ortsbestimmung ist auch mir nicht möglich. Ich weiß nur, daß zur einen Seite hin die Galaxien sehr dicht stehen, während sie auf der anderen Seite äußerst selten vorkommen. Dort jedenfalls wird deine eigene Galaxis nicht zu suchen sein. Aber ich glaube, ich habe einen Rat.“

„Ich bin dir für jeden Hinweis dankbar, denn ich möchte meine Heimat wiederfinden. Wie lautet dein Rat?“

„Als ich diese Welt fand, beschloß ich, einen Körper dieser Dreibeiner zu übernehmen. Bevor

das jedoch geschah, untersuchte ich jeden Winkel dieses Planeten - und ich fand ein gestrandetes Raumschiff. Es liegt nur zwei oder drei Tagesmärsche von hier entfernt, oben in den Felsen, die den See einschließen. Ich bin davon überzeugt, daß Urabali oder Ogura sie besteigen können. Das Wrack, so glaube ich, stammt von meinen Vorfahren. Es muß schon sehr lange dort oben liegen, aber es scheint unbeschädigt zu sein, ich bin auch davon überzeugt, daß in seiner Positronik noch alle Daten gespeichert sind, die für dich wertvoll sein könnten. Aber da gibt es ein Problem. Ohne Körper wird es weder dir noch mir gelingen, an diese Daten heranzukommen."

Die Überlegung des Fremden war richtig. Körperlos würde Ellert niemals in das Raumschiff eindringen können, und es würde ihm unmöglich sein, den positronischen Speicher dazu zu veranlassen, die Daten auszuspucken.

„Urabali und Ogura müssen ihren Stämmen erhalten bleiben, das sagtest du auch. Glaubst du, daß es uns gelingen könnte, beide in Kerons Körper zu schlüpfen? Wir wären zusammen und hatten direkten Kontakt. Wäre das eine Lösung?"

„Ich halte sie für die einzige mögliche", erwiderte der Fremde.

Urabali nickte, und Ellert teilte mit:

„Ich werde mit Keron darüber sprechen. Morgen werden wir dann unsere letzte Entscheidung treffen. Und nun möchte ich mich wieder in das Unterbewußtsein Urabalis zurückziehen, und ich würde dir dasselbe bei Ogura raten."

Es war für Urabali und Ogura so, als erwachten sie aus einem tiefen Schlaf. Sie sahen sich an und lauschten auf den Lärm, der draußen von den Feuern kam. Sie sprangen auf und rannten aus der Höhle zu den anderen.

Urabali blieb eine Zeitlang bei seinen Männern, trank mit ihnen, ehe er Keron auf die Seite nahm und zu ihm

sagte:

„Ich muß mit dir sprechen, mein Freund. Komm mit." Wenn Keron auch erstaunt war, so stellte er keine Fragen. Willig folgte er seinem Häuptling, in dessen Stimme ein merkwürdiger Unterton mitgeschwungen hatte. Als sie auf einem flachen Stein weitab von den Lagerfeuern saßen, fuhr Urabali fort:

„Was ich jetzt zu dir sage, spricht nicht dein Häuptling Urabali, sondern der Dämon, der in ihm wohnt. Erschrick nicht, ich bin ein guter Dämon. Ich habe eurem Stamm geholfen, und nun mußt du mir helfen. Du weißt, wie es ist, wenn ein Dämon in dir ist. Du wirst es noch einmal ertragen müssen. Morgen werden Ogura und ich vor die geheimnisvolle Maschine unten am Bach treten und sie berühren. Du wirst in der Nähe stehen. Sobald die beiden Häuptlinge frei sind, wirst du an dir selbst eine Veränderung verspüren. Wir haben eine Aufgabe zu erfüllen, Keron. Wenn das geschehen ist, wirst auch die wieder frei sein.

Widerstand würde dir nichts nützen, aber ich möchte, daß du freiwillig hilfst. Vor dir liegt eine Wanderung hinauf zu den Gipfeln der hohen Berge beim See. Wenn wir gefunden haben, was ich suche, werden wir zu den Höhlen zurückkehren, und du wirst von mir für immer befreit werden. Das verspreche ich dir. Willst du mir helfen?"

Keron starnte Urabali an.

„Es ist deine Stimme, Häuptling, aber das bist nicht du, der zu mir spricht. Ist es wirklich der Dämon?"

„Ja, Urabalis Dämon spricht zu dir - und ich frage dich noch einmal: Willst du mir helfen?" Keron brauchte nur fünf Sekunden, um sich zu entschließen.

„Du hast viel Gutes für unseren Stamm getan, also werde ich dir helfen."

Urabali-Ellert erhob sich. „Komm, Keron, wir gehen zurück zu den anderen. Vor uns liegt noch eine ganze Nacht, und du hast Zeit, es dir anders zu überlegen. Ich möchte, daß du freiwillig auf meinen Vorschlag eingehst — das betonte ich bereits."

Nebeneinander gingen sie zurück zu den Lagerfeuern, während Ellert wieder in das Unterbewußtsein des Häuptlings hinabtauchte.

Urabali sagte zu Keron:

„Es ist ein großes Friedensfest, mein Freund, und wir wollen mit den Jägern feiern. Trink aber nicht zuviel von dem braunen Saft, denn er geht in die Beine. Ich spüre es schon.“

Keron wußte, daß nun Urabali selbst zu ihm gesprochen hatte. Der Häuptling schien vergessen zu haben, was er noch vor wenigen Minuten gesagt hatte.

In dieser Nacht schließt Urabali so gut, wie er seit langem nicht mehr geschlafen hatte.

In seiner Höhle aber lag Keron wach. Er wußte, daß sich sein Leben von morgen ab grundlegend verändern würde.

Am Morgen des anderen Tages standen die Angehörigen beider Stämme am Ufer des Baches und sahen zu, wie Urabali und Ogura Hand in Hand in das Wasser wateten. Sie näherten sich dem Wasserrad, das die geheimnisvolle Maschine antrieb, die mit ihm verbunden war. Keron saß ein wenig abseits auf einem Felsbrocken mitten im Bach, den Kopf in seine drei Hände gestützt und die Augen fast geschlossen. Er hatte nicht mehr mit Urabali sprechen können, aber wenn der Häuptling wirklich von einem Dämon besessen war, dann wußte er auch, daß er sein Versprechen halten würde.

Als sie vor dem Wasserrad und dem Dynamo standen, sagte Urabali:

„Packe mit deiner linken Hand den Draht auf der linken Seite, und laß ihn nicht wieder los. Du wirst kaum etwas spüren.“

Ogura, völlig in der Gewalt des fremden Intellekts, gehorchte. Er griff nach dem Ende des lose herabhängenden Kupferdrahts und umspannte es mit seinen Fingern. Auch Urabali, der die Hand Oguras festhielt, spürte das leichte Kribbeln, das durch seinen Körper rann. Aber er wußte, daß es noch nicht der eigentliche Schock war. Der würde erst dann eintreten, wenn er das andere Drahtende mit der rechten Hand ergriff.

Und er tat es mit einer blitzschnellen Bewegung.

Als Ogura vor Schreck aufschrie und trotz der Warnung Urabalins den Draht losließ, war es bereits zu spät. Er brach bewußtlos zusammen, fiel ins Wasser und wurde von der Strömung gegen die Steine getrieben. Urabali hingegen war auf den Schock gefaßt, wenn er auch heftiger als erwartet war. Er bückte sich, ergriff Ogura und stellte ihn auf die Füße. Der Häuptling des Waldstamms, durch das kalte Wasser ins Bewußtsein zurückgerufen, sah ihn verständnislos an. Von Urabali geführt, kehrte er ans Ufer zurück und ließ sich auf einen Stein sinken.

„Was war das? Ich glaubte, meine Hand müsse verbrennen. Dann das kalte Wasser ...“

Urabali schüttelte verwundert den Kopf.

„Ich kann es dir nicht erklären, Ogura, aber jemand hat es mir befohlen. Wir mußten es tun, um von den Dämonen befreit zu werden, die von uns beiden Besitz ergriffen hatten. Nun sind wir wieder wir selbst.“

„Ich glaube nicht an Dämonen“, behauptete Ogura und erhob sich taumelnd. „Komm, gehen wir zum Feuer, mir ist kalt. Außerdem habe ich Durst.“

Die Jäger der beiden Stämme stellten keine Fragen. Sie waren von ihren Häuptlingen in letzter Zeit seltsame Dinge gewohnt, und sie hatten sich damit abgefunden. Bald kreisten wieder die hölzernen Gefäße mit der braunen Flüssigkeit. Das Fest ging weiter.

Keron blieb noch einige Zeit auf seinem Stein sitzen, ehe er in seine Höhle ging. Er nahm seinen Speer und sein Messer, füllte seinen Tragebeutel mit getrocknetem Fleisch und ging zu Urabali.

„Ich werde zu dem See gehen und Fische für den Winter fangen“, sagte er. „In acht oder zehn Tagen bin ich wieder zurück. Es wird ein kalter und langer Winter werden. Es ist gut, wenn wir Vorräte besitzen.“

Urabali warf ihm einen erstaunten Blick zu.

„Und jetzt willst du gehen? Gerade jetzt, wo wir ein Fest feiern? Hat das nicht noch bis morgen oder übermorgen Zeit?“

„Nein, Urabali, es hat keine Zeit. Wenn es kälter wird, friert der See zu. Ich muß die Fische

vorher fangen. Und es ist besser, wenn mich niemand begleitet."

„Warum ist das besser?"

„Weil ich allein sein will", erklärte Keron kurz. Urabali zuckte die Achseln und nickte.

„Gut, Keron, dann geh! Und nimm dich vor den Crols in acht!"

Keron ging davon, watete durch den Fluß und verschwand im Wald.

Urabali sah ihm nachdenklich hinterher. Er begriff Kerons Handlungsweise nicht.

Er hatte - ebenso wie Ogura - fast vergessen, daß es eine Zeit gegeben hatte, in der er nicht er selbst gewesen war.

Es ging alles viel leichter und viel besser, als Ernst Ellert erwartet hatte. Die Loslösung von Urabali erfolgte in dem Augenblick, als der Elektroschock eintrat. Er versäumte keine Sekunde und schlüpfte sofort in Kerons Körper.

Das Bewußtsein des Jägers brauchte er nicht zu verdrängen, es wich freiwillig. Wenige Sekunden später spürte er, daß auch der fremde Intellekt eindrang. Der Kontakt war unmittelbar und direkt.

„Wir haben es geschafft", teilte der Fremde mit. „Wir sind beide im Körper dieses Dreibeiners vereinigt, und er wird unseren Befehlen gehorchen müssen."

Ellert erwiderte:

„Er tut es freiwillig. Wir brauchen ihm keine Befehle zu erteilen. Er weiß, was er zu tun hat." Keron erhob sich, ging in seine Höhle, kehrte mit den Waffen zurück und sprach mit Urabali. Dann überquerte er den Bach und verschwand im Wald. Er durchschritt den Wald und stieg immer höher, bis er den Fuß des hohen Gebirges erreichte. Hier schlug er ein Lager auf und übernachtete.

Am anderen Morgen, als er erwachte, sagte der Dämon - er glaubte noch immer, daß es nur einer war - zu ihm:

„Folge dem Pfad, den die Crols machten, als sie noch auf die Berge stiegen. Du brauchst nichts zu befürchten, es gibt dort keine Crols mehr. Du wirst niemandem begegnen. Es wird Schnee liegen und ein beschwerlicher Weg sein, aber du wirst es schaffen. Wenn du keine größeren Pausen machst, erreichen wir noch vor Dunkelwerden eine Höhle, in der du übernachten kannst."

Es wurde eine anstrengende Wanderung, und gegen Mittag begann es zu schneien. Der fremde Intellekt übernahm die Leitung Kerons, denn er kannte von seinen früheren Beobachtungen her den Weg. Noch vor Einbruch der Dämmerung erreichte Keron die versprochene Höhle und legte sich zur Ruhe. Obwohl es kalt war, schlief er sofort vor Erschöpfung ein.

Während er schlief, nahm Ellert wieder Kontakt mit dem fremden Bewußtsein auf. Viel konnte er nicht mehr erfahren, obwohl die Verständigung direkt und klar war. Schließlich sagte der Fremde:

„Ich weiß aus alten Überlieferungen, daß meine Vorfahren auch Expeditionen zum inneren Kern des Universums durchgeführt haben. Als unsere Zivilisationen nahezu ihren Höhepunkt erreicht hatten, waren die meisten Planeten des inneren Universums gerade erst entstanden. Leben war dort noch unmöglich, und es würde erst in einigen Millionen Jahren entstehen. Selbst wenn wir in dem Wrack keine näheren Kursangaben finden, so dürfte kein Zweifel daran bestehen, in welche Richtung du dich zu wenden hast. Die Zeit und die Entfernung, das sind zwei andere Probleme, mit denen du fertig werden mußt."

Ellert wußte, daß es nicht viel zu erwidern gab. Es war merkwürdig, mit einem Wesen Verbindung zu haben, das er weder sehen noch fühlen konnte. Er mußte ihm vertrauen und glauben, das war seine einzige Chance. Auf der anderen Seite gab es kein Motiv für einen Verrat.

„Ich bin dir für deine Hilfe sehr dankbar. Es tut mir leid, daß ich nichts für dich tun kann."

„Vielleicht kannst du das doch - aber darüber unterhalten wir uns, wenn wir das Wrack gefunden haben."

Ernst Ellert ließ sich in das Unterbewußtsein Kerons hinabsinken und geriet in einen Zustand, den ein Mensch als „Schlaf“ bezeichnet hätte.

Er wartete auf den kommenden Tag.

Am anderen Tag hatte es aufgehört zu schneien. Die Temperatur war weiter gesunken, und der Himmel war klar. Keron marschierte tapfer weiter, bis er den Rand einer riesigen Mulde erreichte, in deren Mitte - vom Schnee bedeckt - ein über hundert Meter langes, seltsam geformtes Gebilde lag. Ellert identifizierte es sofort als ein torpedoartiges Raumschiff, das flach gelandet sein mußte. Lautlos fragte er seinen körperlosen Partner:

„Du hast es vor mir gesehen, als es noch nicht mit Schnee bedeckt war. Ist es sehr beschädigt?“

„Es muß glatt gelandet sein. Ich weiß nicht, was aus seiner Besatzung geworden ist. An Bord befinden sich keine Leichen. Ich weiß, wo die Luke ist. Keron kann sie leicht öffnen.“

In der Mulde war der Schnee tiefer, aber zum Glück auch hart gefroren, so daß Keron kaum einsank. Der Dämon führte ihn bis zur Mitte des langen Gebildes und befahl ihm, den Schnee abzukratzen. Bald kam eine glatte Metallfläche zum Vorschein, und Keron erkannte eine rechteckig verlaufende Fuge, die wohl eine Tür darstellte. Der Dämon sagte zu ihm:

„Auf der rechten Seite, dicht neben der Rille, siehst du eine Vertiefung und auf ihrem Grund einen Knopf. Drücke darauf!“

Keron tat, wie ihm befohlen wurde. Sofort ertönte ein leises Summen, und dann öffnete sich vor ihm eine Tür. Erschrocken sprang er zwei oder drei Schritte zurück, blieb dann aber stehen. Er sah in das Innere einer Höhle, die glatte Wände besaß. Licht war aufgeflammt, das nicht so flackerte, wie das Lagerfeuer, das er kannte. Die Stimme in seinem Innern fuhr fort: „Steig hinein, Keron. Es passiert dir nichts.“

Er stieg in das Innere der metallenen Höhle, und mit dumpfem Laut schloß sich hinter ihm die Tür. Aber er hatte keine Angst mehr, denn der Dämon war bei ihm.

Von nun an übernahm das fremde Bewußtsein voll und ganz die Führung. Er teilte Ellert mit: „Ich glaube nicht, daß dieses Schiff noch aus den alten Zeiten stammt. Es kann erst ein paar tausend Jahre hier liegen. Nach dem Untergang unserer Zivilisation muß es also noch raumfahrende Völker gegeben haben, von denen wir nichts wußten. Die Bauart des Schiffes ähnelt der unseren. Aber das hat nichts zu sagen, denn die Entwicklung der Technik ist fast überall gleich. Dies ist der Hauptkorridor, und wenn wir ihm folgen, müssen wir in die Kommandozentrale im Bug gelangen. Vielleicht finden wir dort, was du suchst.“

Die Kommandozentrale war ein großer, kuppelförmiger Raum. Die Notbeleuchtung brannte. An den Wänden ringsum erinnerten die matten Bildschirme an große, tote Augen. Sie besaßen auch die ovale Form von Augen. Die Bedeutung der darunter befindlichen Kontrollen war Ellert unbekannt. Aber er stellte auf den ersten Blick fest, daß sie zur Bedienung durch Finger und Hände entwickelt worden waren. Auch die Formen der Kontursessel vor den Kontrollen ließen darauf schließen, daß es sich bei den Konstrukteuren des Schiffes um humanoide Intelligenzen gehandelt hatte.

„Sie müssen so ausgesehen haben“, sagte der fremde Intellekt, „wie mein Volk damals aussah. Aber es kann keines unserer Schiffe gewesen sein. Ich kann es nur bedauern, daß ich meinen Sektor des Universums niemals verlassen durfte, sonst wüßte ich mehr darüber. Keron soll weitergehen - dort drüben scheint die Computerzentrale zu sein.“

Hier kannte sich Ernst Ellert schon besser aus. Die Speicherbänder auf den Spulen waren halb abgelaufen, aber die Lampen auf den schrägen Kontrollpulten brannten nicht mehr. Irgendwann mußten sie erloschen sein.

„Das dort muß der Navigationsspeicher sein“, erklärte der Fremde. Durch die verständnislos aufgerissenen Augen Kerons studierten sie die Anlage. Zu jener Zeit, da Ernst Ellert noch seinen eigenen Körper besaß, hatte er gerade erst die Anfänge der terranischen Raumfahrt kennengelernt. Aber im Verlauf seines weiteren körperlosen Daseins war es ihm gelungen, sich ungeheure Kenntnisse in dieser Richtung anzueignen. Er war in den Raumschiffen der

verschiedensten Völker gewesen und hatte die Technik der gewaltigsten Superzivilisationen des Universums kennengelernt. Und so war es auch kein Wunder, daß ihm die Konstruktion des Navigationscomputers in diesem Wrack nicht absolut unbekannt erschien.

„Wir müssen Keron ruhen lassen“, mahnte der Fremde. „Er muß frisch sein, ehe wir an die Arbeit gehen. Überlassen wir ihn wieder sich selbst und helfen wir ihm dabei, eine Ruhestätte zu finden.“

Obwohl Ellert vor Ungeduld fieberte, gab er nach. Sie zogen sich beide aus dem Bewußtsein des Jägers zurück und gaben ihm nur noch den Befehl, zu schlafen.

Keron durchstreifte das Schiff, bis er eine Kabine fand, in der ein intaktes Plastiklager zur Rast einlud. Er legte sich nieder und schloß die Augen. Er begriff überhaupt nichts mehr. Für ihn war das Innere des Raumschiffs nichts anderes als eine phantastische Höhle, die Dämonen auf dem Gipfel des Berges errichtet hatten.

Als Kerons Bewußtsein entschlummerte und tief in das hinabsank, was von den Intelligenzen des Universums als „Seele“ bezeichnet wurde, konnten sich Ellert und der fremde Intellekt wieder unterhalten, ohne von den Gedanken des primitiven Dreibeiners gestört zu werden.

„Von jedem beliebigen Punkt der Oberfläche einer Kugel aus ist die Linie zu ihrem Zentrum gleich lang“, sagte Ernst Ellert. „Aber mein Sonnensystem, meine Galaxis, lag nicht im Zentrum des Universums.“

„Das Universum ist eine Kugel, damit hast du recht. Und sie dehnt sich immer weiter aus, mit mehr als Lichtgeschwindigkeit am äußeren Rand. Auch diese grüne Sonne mit ihrem Planeten rast mit Überlichtgeschwindigkeit vom Zentrum des Universums fort, aber wir bemerkten es nicht. Unsere Astronomen und Wissenschaftler hatten auch berechnet, daß sich die Galaxien im Innern der Universumskugel mit Unterlichtgeschwindigkeit bewegten. Das war eine phänomenale Feststellung - und sie war unglaublich. Eine Geschwindigkeit, die unter der des Lichtes lag, kannten wir nur in der Relation zu unseren eigenen Welten. Ich bin davon überzeugt, daß alle diese Umstände eine gewisse Zeitverschiebung verursachten, die wir jedoch nicht bemerkten. Es gab einfach keine Relation zu anderen Zeitebenen. Es mag sein, daß in dieser heimatlichen Galaxis, deren Position wir nicht kennen, nur wenige Sekunden vergehen, während wir uns Stunden unterhalten - oder umgekehrt. Ich habe oft über dieses Problem nachgedacht, und ich kann es tun, weil ich keinen Körper besitze, der sterblich ist. Aber ohne Körper existieren wir nur, wir *leben* nicht. In Urabali hast du gelebt, ich lebte in Ogura. Jetzt leben wir beide in und mit Keron. Und doch gibt es zwischen uns beiden einen gewaltigen Unterschied: Wenn wir eine einzige Zeitebene als Grundlage nehmen, existiert dein Volk noch. Das meine hingegen ist längst vergangen. Deine Existenz hat noch einen Sinn, die meine nicht. Ich kann meinen Sektor des Universums nicht verlassen, und ich werde hier warten müssen, bis neues Leben entsteht, um ihm eine Seele, ein Bewußtsein zu geben. Das ist meine Aufgabe.“

„Der göttliche Funke?“ fragte Ellert mit einer gewissen Ehrfurcht.

„So könnte man es bezeichnen“, erwiderte der Fremde.

Ellert kam es zu Bewußtsein, daß er dem Wesen des Göttlichen ein Stück nähergekommen war.

„Ich heiße Ernst Ellert. Das war mein Name, als ich noch einen Körper besaß. Wie heißt du?“ Es entstand eine Pause, dann erwiderte der Fremde:

„Ich habe viele Millionen Namen, denn mein Bewußtsein besteht nicht aus mir allein. Ich repräsentiere eine Einheit aus vielen Völkern und Rassen, deren Intellekt sich in mir vereinigte. Du kannst mich ES nennen. Oder nenne mich einfach nur „den Fremden“, wie du es bisher getan hast. Denn ich werde dir immer fremd bleiben müssen.“

Während seines unendlich währenden Daseins hatte Ellert noch niemals jemanden getroffen, der fremd und zugleich Freund war. Das Erschreckende an dem, was er erfahren hatte, war die Tatsache, daß der Fremde gottähnlich war - und daß er selbst ihm glich.

„Du bist das Ergebnis jeder natürlichen Entwicklung“, vermutete er. „Jede Intelligenz unseres

Universums wird sich eines Tages entstofflichen und nur in der Form reiner Energie weiterexistieren. Eine Energie, die denken kann. Der Körper scheint nur eine Übergangsform zu sein. Aber du siehst allein an unserem Beispiel, daß wir ohne einen Körper nicht leben können. Wir können nicht einmal eine Kontrolle betätigen."

„Das stimmt, aber nur deshalb, weil wir noch im materiellen Universum existieren. Dringe nur weiter vor in das Unbekannte, jenseits der Grenzen unseres Universums, und du wirst Welten finden, die keine Materie mehr kennen. Welten, die nur für ein körperloses und materielles Bewußtsein betretbar werden. Das ist die Zukunft!"

„Das ist... das ist phantastisch! Ich kann es mir nicht vorstellen!"

„Wer kann sich schon wirklich die Zukunft vorstellen? Für Keron dürfte schon eine Glühlampe ein Wunder darstellen. Für uns ist das Universum aus Zeit und Energie ein unvorstellbares Wunder, und doch existiert es. Die Entwicklung schreitet unaufhaltsam voran, und sie schleppt uns mit. Aber wir halten nicht Schritt, und so müssen wir versuchen, die Zukunft einzuholen."

Über Ellerts Bewußtsein senkte sich so etwas wie ein Schatten. Er sagte:

„Und ich suche die Vergangenheit, nicht die Zukunft. Bin ich ein mentaler Anachronismus?"

„Das bist du nicht, mein Freund. Du suchst immerhin etwas, das noch existiert: dein Volk, deine Rasse. Ich hingegen muß etwas suchen, das es noch nicht gibt."

„Könnten wir die Suche nach der Zukunft nicht gemeinsam fortsetzen?" fragte Ellert. „Die Zukunft interessiert mich, sie hat mich schon immer interessiert. Als Mensch habe ich in der Gegenwart gelebt und die Vergangenheit studiert, aber vor mir stand immer wieder die Frage: Wie geht es weiter? Wie sieht es später einmal aus?"

„Deine Überlegungen und Wünsche sind unlogisch", entgegnete der Fremde. „Du willst dein Volk und deine Gegenwart wiederfinden, aber deine Wünsche gehen in die Zukunft. Wir befinden uns am Rand des Universums, an der Grenze zwischen Materie und Energie. Die Galaxien, die sich jenseits dieser Grenze befinden, sind dabei, sich aufzulösen. Sonnen werden zur Nova, und ihre Planeten verwandeln sich in energetische Gaswolken. Das intelligente Leben hat diese Entwicklung mitgemacht und kann in diesem Energieinferno existieren, so wie ein körperliches Wesen nur auf einer materiell vorhandenen Welt existieren kann. Ich habe dir schon gesagt, daß ich über mich selbst und meine Aufgaben nichts sagen darf, nur so viel: Meine Rasse, und damit ich, befindet sich in einem Übergangsstadium. Wenn ich die Grenzen des materiellen Universums überschreiten und in die Zukunft vordringen würde, würde ich die kontinuierliche Entwicklung überspringen. Das ist der Grund, warum ich dieses Universum nicht verlassen darf. Du aber darfst es noch viel weniger als ich. Du bist ein Zufallsprodukt. Ich aber bin das Produkt einer natürlichen Entwicklung. Das ist der Unterschied zwischen uns. Du darfst meine Worte nicht als Diskriminierung auffassen, denn sie sind nichts als eine sachliche Feststellung. Ich fühle mich dir und deinem Schicksal verbunden, und wir sind Freunde. Wie wirst du dich nun entschließen?"

Ernst Ellert sah sich vor eine Entscheidung gestellt, die er nicht so schnell fällen konnte. Auf der einen Seite lag ihm daran, die Erde und damit die Gegenwart wiederzufinden, auf der anderen Seite bot sich ihm die einmalige Gelegenheit, die fernste Zukunft kennenzulernen. Es dauerte sehr lange, ehe er dem Fremden, der sein Freund war, mitteilte:

„Ich glaube, daß du mir eine Lehre erteilt hast. Wenn man das Stück eines Kuchens probiert hat, und er schmeckt gut, möchte man den ganzen haben."

„Was ist ein Kuchen?"

„Oh, nur eine Redensart. Ich wollte damit sagen, daß ich einen kleinen Teil des Universums und der Ewigkeit kennengelernt habe, und nun möchte ich alles kennenlernen. Ich glaube, das ist zuviel verlangt. Hilf mir, mich selbst zu finden, dann habe ich auch mein Volk und meine Welt wiedergefunden."

„Die Antwort ist einfach. Wir haben dieses Schiff, und wir haben den Navigationsspeicher. Und wir haben den Dreibeiner Keron. Der Bildschirm des Navigationscomputers wird dir

optisch zeigen, was du suchst. Ich weiß nicht, ob wir Erfolg haben werden, aber zumindest ist es ein Beginn. Verzeih mir, aber ich werde mich nun zurückziehen. Auch ein Energiewesen benötigt Ruhe, um sich auf seine Aufgaben konzentrieren zu können. Wenn du noch eine Frage hast, so stelle sie jetzt."

Ernst Ellert hatte alle Fragen gestellt, die es zu stellen gab. Er sagte:

„Ich glaube, daß ich deinen Rat befolgen werde. Unsere Wege gehen in verschiedene Richtungen, der deine führt nach vorn, der meine zurück. Aber Zurück ist meine Gegenwart. Ich muß sie finden! Die Entscheidung fällt morgen.“

„Wenn du festgestellt hast, daß du sie finden *mußt*, ist die Entscheidung bereits jetzt gefallen. Wir brauchen also morgen nicht mehr darüber zu diskutieren. Ich ziehe mich jetzt zurück.“

Ernst Ellert wußte, daß die kalte Logik des Fremden keine Argumentation vertrug. Sie wäre auch überflüssig gewesen.

In seinem Eifer, seine ursprüngliche Gegenwart wiederzufinden, war er zu weit in die Zukunft vorgestoßen. Er hatte den Rand des Universums erreicht, und er mußte zurückkehren. Zurück in das Reich der Materie, in die Gegenwart. Der Übergang würde sich nur langsam vollziehen, Jahrtausende mochten darüber hingehen. Der Weg vom Saurier zum Homo sapiens war genauso weit wie der Weg vom Homo sapiens zum Homo mentalis. Er gehörte zu dieser letzten Gattung des Menschen, aber seine Entstehung war reiner Zufall gewesen. Und im Vergleich zum Menschen war er eine Gottheit, oder auch nur ein Geist, ein Spuk.

Es wurde ihm plötzlich klar, daß er nicht der einzige sein konnte, abgesehen von dem Fremden, der das Ergebnis einer natürlichen Entwicklung war. Soweit die Geschichtsschreibung der Menschen auch zurückreichte, immer wieder war von rätselhaften Erscheinungen und Spukgestalten die Rede. Im Grunde waren diese Erscheinungen alle ein und dasselbe: die Bewußtseinsinhalte intelligenter Lebewesen. Jedes Lebewesen, das intelligent war, besaß einen Bewußtseinsinhalt. Und dieser wurde frei, wenn der Körper starb. Aber er besaß nicht die Bewegungsfreiheit, die Ernst Ellert durch Elektroschock bei den damaligen Experimenten erlangt hatte. Er war sich seiner Existenz bewußt geblieben, das war der Unterschied.

Die Seele eines verstorbenen Menschen handelte nach dem Verlassen des Körpers unbewußt und ohne eigenen Willen. Selbst die Erinnerung ging bei diesem Vorgang verloren. Statt die Welt, das Sonnensystem zu verlassen, irrte diese sich heimatlos fühlende Seele auf dem Planeten Erde umher und suchte einen neuen Gastkörper. Das führte zu Komplikationen. Man nannte Menschen schizophren, wenn eine Bewußtseinsspaltung vorlag, die nichts anderes darstellte als das Duell zweier Bewußtseinsinhalte, die sich um einen Körper stritten. Und wenn das ursprüngliche Bewußtsein unterlag, dann veränderte dieser Mensch abrupt seinen Charakter. Das Ergebnis war meist, daß man ihn für wahnsinnig erklärte und in eine Anstalt steckte. Alle diese Vorkommnisse, so geheimnisvoll sie für den Menschen auch sein mochten, hatten somit eine einfache Erklärung. Ernst Ellert wußte es, aber wer wußte es noch?

Keron wurde wach, und er konnte nicht wissen, daß man ihn geweckt hatte. Er ging zum Ausgang dessen, was er für eine Höhle hielt, und öffnete die Tür. Die kalte Schneeluft schlug ihm entgegen und machte ihn frisch. Die Sonne war schon aufgegangen.

Sein Dämon hatte ihm für heute noch keine Befehle gegeben, vielleicht schlief er noch. Sollte er die Gelegenheit zur Flucht nutzen? Er verwarf den Gedanken so schnell wieder, wie er gekommen war. Vor einem Dämon gab es keine Flucht. Er mußte ihm gehorchen, und der Dämon war sein Freund. Das war der entscheidende Faktor.

Keron kehrte um und ging in die Höhle zurück. Seine Schritte wurden automatisch gelenkt, aber er bemerkte es nicht. So gelangte er wieder in den Kuppelraum der Kommandozentrale, und von diesem Augenblick an war er nicht mehr er selbst. Ernst Ellert und der Fremde übernahmen seinen Körper und drängten sein Bewußtsein in den Hintergrund. Sie selbst hatten unendlich viel Zeit, aber sie wußten, daß Kerons Körper sterblich war. Wenn die Vorräte aufgezehrt waren, würde er verhungern. In den eisigen Regionen des Gebirges gab es

nichts Eßbares.

Das Bewußtsein des Fremden ließ Keron einige Schaltungen vornehmen, dann leuchtete der Bildschirm über dem Navigationscomputer auf. Unverständliche Symbole erschienen darauf, mit denen Ellert nichts anzufangen wußte. Aber dann, als der Fremde sie mitdachte, erfolgte automatisch eine Übersetzung. Es dauerte nur wenige Augenblicke, dann konnte Ellert die Schrift selbst lesen. Es war das Logbuch des gestrandeten Schiffes.

„Es ist die Sprache meines Volkes, als es noch eine akustische Verständigung gab. Auch das Schiff entspricht der mir bekannten Bauart. Aber irgend etwas stimmt nicht, und zwar mit der Zeit. Dieses Schiff hier kann noch keine Jahrmillionen hier liegen. Nach der Entstofflichung benötigte mein Volk keine Schiffe mehr. Wie also kommt es hierher - und woher kommt es? Wir haben das Logbuch, aber es würde für Keron zu lange dauern, wollten wir es eingehend studieren. Wir werden dem Computer den Auftrag geben, eine kurze Zusammenfassung des Inhalts zu programmieren. Dann wissen wir, was geschehen ist.“

Ellert zog sich ein wenig zurück, damit der Fremde Keron vollkommen übernehmen konnte. Fasziniert beobachtete er, wie der junge Jäger geschickt Schaltungen vornahm. Längst war der Bildschirm wieder erloschen, aber das gleichmäßige Summen im Raum war lauter geworden. Die Computerspulen wirbelten zurück, um wieder schnell vorwärts abzulaufen. Die auf ihnen verzeichneten Schrift- und Bildinformationen wurden gespeichert und sogleich aussortiert. Es war ein ungeheuer komplizierter technischer Vorgang, und Ellerts Spannung wuchs ins Unerträgliche. Schließlich meldete sich der Fremde wieder: „Gleich ist es soweit. Dann werden wir alles erfahren. Es kann sich nur um eines jener Schiffe handeln, mit denen wir die Randbezirke des Universums erforschten. Aber wie kommt es hierher? Theoretisch müßte es das einzige Stück Materie sein, das von unseren Sternenreichen übrigblieb. Zu jener Zeit, da sie existierten, war dieser Planet noch ein glutflüssiger Ball.“

Als der Bildschirm aufleuchtete und die ersten Symbole darauf erschienen, erlebte Ellert die Geschichte eines Raumschiffes, das seit Jahrmillionen eigentlich nicht mehr existieren dürfte

...

## 11.

Es wurde Ernst Ellert sofort klar, daß der Fremde alle Daten und Namen hatte löschen lassen. Es gab keinen Hinweis darauf, in wessen Auftrag die Mannschaft handelte und wie das Schiff hieß. Er wußte, daß diese Maßnahme nicht aus Mißtrauen ihm gegenüber erfolgt war. Ihre Ursache war vielmehr in der Tatsache begründet, daß für den Fremden die Vergangenheit tot war und tot bleiben sollte.

*Der Bericht:*

Der erste Test nach dem Start war erfolgreich. Der Rat der Wissenschaftler und Gelehrten hatte uns versichert, daß wir mit dem neuen Antrieb von Stern zu Stern und von Galaxis zu Galaxis springen konnten. Das entspricht den Tatsachen. Wir drangen in Galaxien ein, die noch nie jemand vor uns gesehen hatte. Wir sollten die Welten unterhalb der Lichtgrenze erforschen und feststellen, ob Leben auf ihnen möglich war. Und dort, wo wir Sterilität vermuteten, fanden wir Leben.

Dem Mittelpunkt des Universums zu gibt es gewaltige Sternenreiche, den unseren nicht unähnlich. Aber sie sind viel jünger als die unseren. Dieses Leben auf den inneren Welten ist ganz von der Materie abhängig. Das Geistige spielt nur eine untergeordnete Rolle, wenn der Intellekt auch gut ausgebildet sein mag.

Wir fanden auch junge Welten, auf denen das Leben gerade erst entstanden war. Auf manchen von ihnen wurden wir wie Götter empfangen, auf anderen wiederum griff man uns an oder floh vor uns.

An dieser Stelle sei eingeflochten, daß wir während der ganzen Reise keinen Kontakt zu

unserer Heimatwelt hatten. Die Entfernungen waren zu gewaltig. Auch verloren wir jeden Kontakt zur relativen Gegenwart, was sich später als verhängnisvoll herausstellen sollte. Der neue Antrieb hatte uns in eine Art Rausch versetzt. Entfernungen spielten keine Rolle mehr, und wir konnten jeden Punkt innerhalb des Universums aufsuchen.

Die Chronometer an Bord des Schiffes gaben das normale Vergehen der Zeit an. Es war aber unmöglich, diesen technischen Vorgang zu kontrollieren, denn jede Welt, die wir fanden, befand sich in einem anderen Stadium ihrer Entwicklung. Je mehr wir uns dem Zentrum des Universums näherten, und je dichter die Galaxien standen, desto jünger waren die dort existierenden Welten. Damit waren die Vermutungen unserer Wissenschaftler bestätigt, daß sich das Universum wie ein Ballon nach allen Seiten ausdehne und die außenstehenden Galaxien die ältesten seien. Und wir wußten nun mit Sicherheit, daß unsere eigene Galaxis vom Rand des Universums aus mit unvorstellbarer Geschwindigkeit weiter in das Nichts hineinraste. Unsere nächste Aufgabe würde es sein, dieses Nichts zu erforschen.

Nach fünf Jahren Bordzeit gab ich den Befehl zum Rückflug. Um der Mannschaft Erholung zu gönnen, landeten wir auf einem Urplaneten, der von riesigen Geschöpfen bevölkert war. Die Männer gingen auf die Jagd, während ich das Logbuch vervollständigte. Zehn Planeten umkreisten eine fast weiße Sonne, und einer dieser Planeten bot ein einmaliges Schauspiel, das wir noch nie gesehen hatten. Er war von silbernen Ringen umgeben.

Vom Rückflug gibt es nicht viel zu berichten. Wir sprangen von Galaxis zu Galaxis und näherten uns immer mehr den eigenen Regionen. Freude und Stolz erfüllte uns, wenn wir an den Empfang dachten, der uns nach dieser erfolgreichen Expedition zuteil werden würde. Als wir die kosmische Lichtgrenze durchbrachen, registrierte ich einen sekundenlangen Ausfall sämtlicher Instrumente. Ehe ich Gegenmaßnahmen einleiten konnte, lief alles wieder normal. Wir erreichten unsere Galaxis und kündigten über Funk unsere Rückkehr an, erhielten jedoch keine Antwort. Überhaupt blieb es im Empfänger so stumm, als gäbe es in den vielen tausend bewohnten Sonnensystemen kein Leben mehr. Ich vermutete sofort einen Ausfall der entsprechenden Geräte, aber eine genaue Überprüfung ergab, daß sie fehlerfrei arbeiteten. Weder ich noch meine Spezialisten fanden eine Erklärung.

Innerhalb einer Galaxis war es Vorschrift, nur mit dem normalen Sternantrieb zu fliegen. So näherten wir uns relativ langsam unserem Sonnensystem, und endlich stand unser Planet groß und deutlich vor uns auf dem Bildschirm. Und jetzt erst traf uns die Erkenntnis dessen, was geschehen sein mußte, wie ein tödlicher Schlag.

Unsere Welt war entvölkert.

Es gab keine Spur von Leben mehr, und nun begriff ich auch, warum wir keine Funknachrichten empfangen hatten. Das Verblüffende war jedoch, daß wir auch keine Nachrichten von anderen Planeten erhielten. Es schien, als sei die ganze Galaxis plötzlich ausgestorben, und verstört ordnete ich die Landung auf unserer verlassenen Welt an.

Der Raumhafen war ein einziger Schiffsfriedhof. Da lagen oder standen die einst so stolzen Riesen, von Rost zerfressen und von Pflanzen überwuchert. Nur mit Mühe fand ich einen Platz für unser Schiff.

Zögernd nur verließen wir es. Einer meiner Metallurgen bestätigte mir später, daß die Schiffswracks schon seit Jahrtausenden von Jahren ungewarnt der Witterung ausgesetzt waren. Die Untersuchung der Ruinen, die wir unter dem Vegetationsteppich fanden, ergab das gleiche Resultat.

Wir waren die letzten Überlebenden unseres Volkes.

Es gab keine Erklärung für das, was sich hier ereignet hatte. Eine Seuche konnte es nicht gewesen sein, denn es gab schon lange keine Krankheiten mehr. Und wenn, dann wären uns die befreundeten Sternenreiche zu Hilfe gekommen. Es mußte also etwas anderes gewesen sein - aber was? Eines stand jedenfalls fest: Zwischen Start ins Unbekannte und Rückkehr lagen nicht, wie die Borduhren anzeigen, etwas mehr als fünf Jahre. Es mußten Jahrtausende vergangen sein. Ich entsann mich des kurzen Ausfalls der Instrumente beim Durchbruch der

Lichtgrenze. Ob das etwas damit zu tun hatte? Wenn ja, dann hatten wir zwar die Entfernungen überwunden, nicht aber die Zeit. Wir schleusten die Gleiter aus dem Hangar und organisierten kleinere Expeditionen, alle nur mit der einen Aufgabe betraut: die Ursache der Katastrophe herauszufinden. Um es gleich vorweg zu nehmen, kann ich jetzt schon mitteilen, daß unsere Versuche fehlschlügen. Weder entdeckten wir eine Spur von Leben, noch fanden wir einen Hinweis auf die Ursache des plötzlichen Verschwindens einer ganzen Rasse. In den neu entstandenen Urwäldern, die die Städte überwucherten, und in den weiten Steppen gab es zwar noch Tiere, und sie hatten sich sehr vermehrt. Aber uns erschien es doch so, als hätten die Pflanzen die Herrschaft über unsere Welt angetreten.

Als alle unsere Gleiter zurückgekehrt und wieder eingeschleust worden waren, rief ich die Mannschaft zusammen, um ihr mitzuteilen, daß wir einen von intelligenten Wesen bewohnten Planeten finden mußten, wenn wir unsere Vorräte erneuern wollten. Außerdem würden wir dort vielleicht Hinweise darauf erhalten, was auf unserer Welt geschehen war. Und so verließen wir einige Tage später unser Sonnensystem und steuerten das benachbarte an, mit dessen drei bewohnten Planeten wir schon lange in freundschaftlicher Verbindung standen. Dort bewahrheitete sich meine Befürchtung. Aus den drei mit Städten und dichten Verkehrsnetzen überzogenen Planeten waren Urwelten geworden. Es gab auf ihnen kein intelligentes Leben mehr. Auch hier hatte die Vegetation die Herrschaft übernommen.

Wir hielten uns nicht lange auf, sondern starteten nach einer kurzen Untersuchung wieder. Im Umkreis von nur wenigen Lichtjahren gab es Dutzende von bewohnten Sonnensystemen, die wir überprüfen mußten, obwohl wir keine Funkverbindung mit ihnen hatten. Wir wollten sichergehen, ehe wir den Entschluß faßten, auf eigene Faust in das Nichts jenseits des Randes vorzustoßen. Vielleicht fanden wir intelligentes Leben, das dem unseren ähnelte. Dort würden wir Hilfe erwarten können.

Auf allen ehemals von intelligentem Leben beherrschten Welten fanden wir die gleiche Situation vor. Die gesamte Galaxis war ausgestorben, soweit es den Intellekt betraf. War es schon ein Schock für uns gewesen, die Zeitmauer unfreiwillig durchbrochen zu haben, so war diese Erkenntnis die weitaus schlimmere. Wir waren plötzlich allein. Außer unserem Schiff schien es auf dieser Sterneninsel kein anderes mehr zu geben.

Vor nun genau zwei Jahren verließen wir unsere Galaxis, und an Bord unseres Schiffes waren noch etwa für zwei Jahre Lebensmittelvorräte. Wir überquerten den Rand des Universums, und hinter uns schimmerten die vielen tausend Lichtpunktchen, von denen jedes eine gewaltige Galaxis darstellte. Vor uns jedoch war es schwarz. Insgesamt konnten wir mit unseren Instrumenten nicht mehr als zehn Galaxien feststellen, die noch vor uns lagen. Ihre Entfernungen voneinander waren ungeheuer. Aber mit unserem neuen Antrieb würden wir auch sie überwinden, und von nun an war es uns gleichgültig, wieviel Zeit dabei verging. So steuerten wir die am nächsten gelegene Galaxis an, in der Hoffnung, Leben vorzufinden.

Als ich sagte, es sei uns gleichgültig, wieviel Zeit vergehen würde, so meinte ich damit natürlich die Zeit außerhalb des Schiffes. Was die Bordzeit anging, so mußten wir innerhalb von zwei Jahren einen Planeten mit intelligentem Leben gefunden haben. So wie unsere früheren Vorfahren von Pflanzen oder Tieren zu leben, war uns im Verlauf der Entwicklung unmöglich geworden. Wir brauchten synthetische Nahrung, oder wir starben.

Die Entfernung zur nächstgelegenen Galaxis war so groß, daß unsere Techniker mir rieten, eine Zwischenstation einzulegen, damit die Maschinen sich erholen konnten. So machten wir im Leerraum Pause und trieben im Nichts dahin, vor uns nur die wenigen Lichtpunktchen der fernen Welteninseln. Hier muß es auch gewesen sein, daß abermals eine Zeitverschiebung stattfand. Ich habe es einen „Kosmischen Temporalsturm“ genannt. Eine Erklärung gibt es nicht dafür. Jedenfalls steht fest, daß uns wiederum ein Zeitsprung über Jahrtausende, ja vielleicht sogar Jahrmillionen hinweggeschleudert haben muß. Denn als wir unser Ziel, die jenseits des Randes gelegene Galaxis, erreichten, befand sich diese gerade im Anfangsstadium ihrer Entstehung. Grellweiße Sonnen wirbelten um ein imaginäres Zentrum, ihre Planeten

waren noch nicht entstanden. Hier nach Leben suchen zu wollen, wäre verrückt gewesen. Das Leben würde erst in vielen Millionen Jahren entstehen, vielleicht auch erst in Milliarden. Trotzdem entschlossen wir uns zu einem zweiten Versuch.

In drei Etappen legten wir die Entfernung zu einer weiteren Milchstraße zurück und fanden das gleiche Ergebnis vor. Wir entschlossen uns zur Umkehr. Unsere Nahrungsmittel reichten für noch etwas mehr als ein Jahr, und unser Antrieb war nicht mehr ganz in Ordnung. Zehnmal mußten wir eine Zwischenstation einlegen, um endlich die heimatliche Galaxis wieder zu erreichen. Von nun an flogen wir mit dem normalen Sternantrieb weiter. Das erschien uns sicherer.

Um einen Anhaltspunkt zu erhalten, wieviel Zeit inzwischen verstrichen war, suchten wir zuerst unseren Heimatplaneten auf. Was ich befürchtet hatte, bewahrheitete sich. Wir kannten unsere Welt nicht mehr wieder. Die Oberflächengestaltung hatte sich stark verändert und die Kontinente waren merklich auseinandergerückt. Dort, wo früher Land gewesen war, rollten jetzt die Wogen neuer Ozeane. Alles war von dichter Flora bedeckt, und als wir unseren alten Raumhafen ansteuerten, fanden wir dort nichts mehr vor. Unsere Kosmo-Archäologen machten sich an die Arbeit, und sie bestätigten mir, daß mindestens eine Million Jahre seit unserem letzten Hiersein vergangen war.

Wir blieben nicht lange. Wenn wirklich so viel Zeit vergangen war, wie unsere Wissenschaftler errechnet hatten, mußte es andere Welten geben, auf denen inzwischen Leben entstanden war. Wenn unser Antrieb noch fehlerfrei gearbeitet hätte, wären wir sicher ins Innere des Universums zurückgeflogen. So mußten wir uns damit begnügen, in unserer eigenen Galaxis nach Leben zu suchen. Und so starteten wir.

Als wir noch für ein halbes Jahr Nahrung besaßen, fanden wir diesen Planeten. Er war der einzige, auf dem halbwegs intelligentes Leben entstanden war. Es würde noch sehr lange dauern, bis diese merkwürdigen Dreibeiner eine Zivilisation entwickelten, aber darauf konnten wir jetzt keine Rücksicht mehr nehmen. Wir mußten versuchen, selbst wenn wir in die Barbarei zurückfielen und uns wieder daran gewöhnten, Fleisch und Pflanzen zu essen, den Rest unserer Lebensspanne zu nutzen. Also landeten wir an dieser Stelle hoch im Gebirge und nahmen Kontakt zu den Eingeborenen auf.

Es dauerte lange, ehe wir uns mit ihnen verständigen konnten. Sie hielten uns für Götter, und wir ließen sie in diesem Glauben.

Wir brachten sie soweit, daß sie uns Opfer darboten. In regelmäßigen Abständen lieferten sie uns die Früchte ihrer Felder und erlegten Tiere. Wir überwandern unsere Abscheu und aßen diese Gaben. Einige von uns wurden krank und starben. Der Rest jedoch, darunter ich, überlebte.

Inzwischen sind viele Jahre vergangen, und jeder von uns fühlt das Alter und damit das Ende herannahen. Wir haben diese Welt nie mehr verlassen. Es mag andere bewohnte Planeten geben, aber wir haben sie nie gefunden. Hier werden wir sterben, und ich werde das Logbuch bis zu meinem Ende führen. Niemand von uns weiß, wer es eines Tages finden wird. Unsere Dreibeiner haben gerade entdeckt, daß man den Stein als Wurfgeschoß benutzen kann. Es wird noch sehr lange dauern, bis sie wissen, daß es Kohle und Erz gibt. Wir helfen ihnen nicht dabei. Ihre Entwicklung soll natürlich sein.

Ich diktiere heute die letzten Aufzeichnungen. Es leben nur noch drei von uns. Aber wir werden bald sterben. Die Eingeborenen haben das Feuer entdeckt und fühlen sich uns ebenbürtig. Sie bringen kein Fleisch mehr, keine eßbaren Pflanzen. Sie ignorieren uns und kommen auch nicht auf den Berg. Bald ist es Winter, und der Schnee wird das Raumschiff bedecken. Wenn er schmilzt, werden wir nicht mehr am Leben sein.

Eben kommt der ehemalige Antriebstechniker zu mir, um zu berichten, daß unser dritter Mann gestorben ist. Wir werden ihn hinaus in den Schnee bringen und nicht mehr zurückkehren. Wir werden die Luke schließen, damit alles unversehrt bleibt. Denn dieses Schiff ist das einzige erhaltene Erbe unseres verschwundenen Volkes. Das Geheimnis seines

Untergangs haben wir niemals lüften können.

Aber aus der Unendlichkeit des Raumes haben wir eine Erkenntnis mitgebracht, die ich weitergeben möchte. Wir sind sicher, bei unserem Flug weit in die Zukunft vorgestoßen zu sein. Was wir jedoch fanden, waren sich gerade erst bildende Galaxien. Vielleicht waren es aber auch Galaxien, die sich zurückbildeten und wieder zu dem wurden, was einst ihre Geburt veranlaßte. So und nicht anders muß es sein, denn sonst hätten wir Welten gefunden, die von Superzivilisationen beherrscht wurden. Wir aber fanden nur Energie, die sich erst in fernster Zukunft in Materie umwandeln würde. Damit schließe ich das Logbuch unseres Schiffes.

## 12.

„Er ist der Wahrheit sehr nahe gekommen“, sagte das Bewußtsein des Fremden zu Ellert. „Die Welten dort draußen verwandeln sich in der Tat und kehren zur energetischen Form zurück, aber unser unbekannter Freund konnte nicht bemerken, daß auch das intelligente Leben energetische Formen angenommen hat. Es gab keinen Kontakt zwischen ihm und dieser Form von Leben. Es hätte nie einen geben können. Doch nun wissen wir wenigstens, woher dieses Schiff stammt. Es ist ein Expeditionsschiff meines Volkes.“

Ernst Ellert hatte ein ganz anderes Problem:

„Ich erinnere mich an eine Passage des Logbuchs, in der von einem Sonnensystem im Innern des Universums die Rede war, das einen Planeten mit Ringen besaß. Der Kommandant behauptet, diese Erscheinung sei einmalig. Weißt du, daß ich einen solchen Planeten kenne?“

„Du kennst einen solchen Planeten? Das ist erstaunlich. Wo ist es?“

„Er ist der sechste Planet meines Heimatsystems; damals muß es der siebte gewesen sein, denn der Kommandant spricht von insgesamt zehn Planeten. Wenn es uns möglich wäre, den Kurs dieses Schiffes zurückzuverfolgen, erhielte ich vielleicht die Koordinaten der Sonne, um die mein Planet kreist. Könntest du das für mich tun?“

„Deshalb sind wir ja hier, mein Freund. Ich werde dem Navigationscomputer den entsprechenden Auftrag geben. Aber ich fürchte, Keron wird Hunger haben. Gönnen wir ihm eine Pause. Er muß essen, sonst bricht er vor Erschöpfung zusammen.“

Abermals zogen sich Ellert und das fremde Bewußtsein zurück und überließen den jungen Jäger sich selbst. Er schien wie aus einer Trance zu erwachen und verspürte sogleich den Hunger. Aus seinem Tragebeutel holte er ein Stück getrockneten Fleisches und verzehrte es. Ellert und der Fremde ließen ihn zwei Stunden ruhen, dann weckten sie ihn wieder.

Raumkoordinaten sind so relativ wie die Zeit. Man kann sie nur dann berechnen, wenn man von einem festgelegten Punkt ausgeht. In diesem Fall mußte der Heimatplanet des Kommandanten der Punkt Null gewesen sein. Es war Ellerts Glück, daß der Fremde diesen Punkt kannte, denn er war seine Heimat gewesen.

Die Berechnungen liefen an. Das Ergebnis lag vor, als es außerhalb des Schiffes zu dunkeln begann und Keron müde wurde. Sie hatten die Koordinaten von Ellerts heimatlichem Sonnensystem. Der Fremde versuchte, dem Freund ihre Bedeutung klarzumachen:

„In deine Meßwerte übertragen, dürfte sich deine Galaxis in etwas mehr als siebenundzwanzig Milliarden Lichtjahre Entfernung befinden. Es gibt in diesem Sektor des Universums kein Raumschiff, das diese Strecke überwinden könnte. Du wirst sie also körperlos zurücklegen müssen. Um jedoch die Richtung zu bestimmen, müssen wir zu meinem Heimatplaneten. Da allerdings der Abstand zwischen der Welt der Dreibeiner und meiner Heimatwelt in der Relation gesehen so gering ist, entsteht ein so winziger Fehlerwinkel, daß wir darauf verzichten können. Es wird uns möglich sein, eine Ortsbestimmung auch von hier aus vorzunehmen. Immerhin stehen uns die Instrumente des Schiffes noch zur Verfügung. Doch nun müssen wir wieder Rücksicht auf die körperlichen Bedürfnisse Kerons nehmen.“

Am anderen Tag aktivierte der Fremde den großen Bildschirm in der Navigationszentrale. Auf ihr erschien das Universum, wie es seinem Volk bekannt gewesen war. Jeder winzige Lichtpunkt bedeutete eine ganze Galaxis, und es gab Tausende und aber Tausende von ihnen. Eine davon mußte Ellerts heimatliche Galaxis sein. Aber welche?

Der Computer, der den Kurs des Schiffes zurückverfolgt hatte, zeichnete seinen Flug in die Universalkarte ein. Die feine weiße Linie sprang von Lichtpunkt zu Lichtpunkt, während unter dem Bildschirm die entsprechenden Koordinatsdaten erschienen. Jene, auf die Ellert wartete, waren noch nicht dabei.

Der Kurs verlief nicht immer geradlinig. Der weiße Strich verlief im Zickzack, aber die große Linie blieb erkennbar.

„Die Galaxis müßte es sein“, bemerkte der Fremde.

Ellert starre auf das Ende der Linie und wartete auf den nächsten Sprung. Als er kam, erschienen unter dem Bildschirm die lange erwarteten Koordinaten.

Ellert hatte die Milchstraße wiedergefunden. Die Entfernung bereitete ihm die geringste Sorge, sie war kein Problem. Wichtig war nur, daß er die Richtung fand. Er prägte sich das Bild der Sternkarte genau ein, und da er so etwas wie ein photographisches Gedächtnis besaß, würde er es niemals vergessen. Trotzdem war es schwierig, das Ziel anzuvisieren, denn es gab keinerlei optische Anhaltspunkte. Und auf die war er angewiesen. Und wieder half ihm der Fremde:

„Du siehst auf der Karte eine seltene Konstellation mehrerer Galaxien. Sie stehen auf beiden Seiten über zehn Milliarden Lichtjahre hinweg fast in einer geraden Linie und bilden eine Gasse. Wenn du diese Gasse, abgesehen vom eingezeichneten Kurs, weiterhin in gerader Linie verlängerst, stößt du genau auf deine eigene Galaxis. Eigentlich kannst du sie nicht verfeheln.“

„Und wie ist die Richtung von *hier* aus? Wie finde ich sie?“

„Auch das ist einfach, der Zufall hilft dir. Ich werde es dir in dieser Nacht zeigen, wenn keine Wolken den Himmel bedecken.“

Sie ließen Keron den Rest des Tages verschlafen, damit er am Abend frisch war. Ein Blick nach draußen hatte ihnen gezeigt, daß es sternenklar wurde. Das bedeutete aber auch, daß es sehr kalt wurde. Es fiel Keron nicht leicht, das Schiff zu verlassen und durch den hartgefrorenen Schnee zu gehen, um sich ein Stück von ihm zu entfernen. Dann aber stand er auf einem der flachen Gipfel, von dem aus man einen großartigen Rundblick hatte.

„Wir haben Glück, Ernst Ellert. Wenn du senkrecht nach oben blickst, siehst du die Konzentration der Lichtpunkte, von denen die meisten Galaxien darstellen, keine einzelnen Sterne. Der milchige Fleck im Zenit ist eine Zusammenballung von Welteninseln, und genau in dieser Richtung liegt auch das Zentrum des Universums, der Punkt nämlich, an dem es geboren wurde. Wenn du darauf zuhältst und die erwähnte Gasse findest, gelangst du sicher ans Ziel. Hauptanhaltspunkt ist die Zusammenballung der Milchstraßen. Eigentlich sollte ich dich beneiden, denn du wirst dein Volk wiederfinden. Ich aber bin selbst mein Volk. Ich kann nur warten, bis Ewigkeiten vergangen sind. Dann wird sich mir eine neue Aufgabe stellen.“

„Warum kommst du nicht mit mir?“ fragte Ellert spontan. „In meiner Galaxis gäbe es viele Aufgaben für dich. Warum willst du hier Ewigkeiten warten, wenn die Gegenwart voller Aufgaben ist?“

„Dein Volk benötigt keine Hilfe mehr, denn ihr seid intelligent. Du siehst es am Beispiel dieser Dreibeiner, wie sehr sie der Unterstützung durch höhere Intelligenzen bedürfen. Das soll nicht bedeuten, daß man ihre Entwicklung in zu hohem Maße beeinflußt, aber wir sollten ihnen in manchen Fällen Wegweiser sein. Mehr dürfen wir nicht tun. Du wirst allein gehen müssen, denn ich bleibe zurück. Aber es war gut, dir begegnet zu sein.“

Durch Kerons Augen sah Ellert noch einmal hinauf zum Zenit, dann wandte er sich abrupt um und ließ den Jäger zum Schiff zurückkehren. Als Keron die Wärme entgegenschlug, schloß er die Luke und atmete auf. Er wußte nicht, was er draußen getan hatte und warum er in die

Kälte gegangen war, aber nun war er froh, in der warmen Höhle der verschwundenen Götter zu sein. Er suchte seine Kabine auf und legte sich zum Schlaf nieder.

Bald würde er zu seinem Stamm bei den Höhlen zurückkehren. Er hatte seinen Auftrag erfüllt und dem Dämon gedient. Er würde wieder frei sein.

Bevor Keron am anderen Tag aufbrach, sagte der Fremde zu Ernst Ellert:

„Ich weiß nicht, ob wir nach dem Elektroschock, wenn wir uns von seinem Körper getrennt haben, noch die Verbindung aufrechterhalten können. Vielleicht ist es uns als reine Energiewesen unmöglich, ohne Körper miteinander zu sprechen. In dem Fall wünsche ich dir schon jetzt eine gute Heimkehr und Glück für dein Volk. Es wäre ein unendlich großer Zufall, würden wir uns jemals wieder begegnen.“

„Ich bin dir für deine Hilfe dankbar, das weißt du. Und ich bin davon überzeugt, daß wir uns eines Tages wieder begegnen werden, denn wir sind unsterblich, das Universum aber ist begrenzt. Es stimmt, daß es unbegreiflich groß ist, aber es ist nicht unendlich. Es hat seine Grenzen, und jenseits dieser Grenzen liegt das Nichts. In dieses Nichts hinein streben unsere Galaxien, um sich in Energie zurückzuverwandeln. Vielleicht ist es dort, wo wir uns wieder begegnen.“

„Das weiß niemand, und wenn es jemanden gibt, der es weiß, so wird er es uns nicht sagen.“ Keron stapfte durch den Schnee bergab. Immer wieder mußte er Spalten umgehen, die sich plötzlich vor ihm auftaten. Der Abstieg war gefährlicher als vor vielen Tagen der Aufstieg. Es war wärmer geworden und der Schnee brüchiger.

Das Unglück geschah, als er die Ebene mit dem Wald schon beinahe erreicht hatte. Fünf ausgewachsene und halbverhungerte Crols waren es, die aus dem verschneiten Wald stürzten und über die willkommene Beute herfielen. Das alles geschah so überraschend, daß Keron nicht einmal mehr dazu kam, nach seinen Wurfsteinen im Tragbeutel zu greifen. Die Bestien waren über ihm, ehe er eine Bewegung der Abwehr machen konnte.

Er starb wie ein Held, und als die scharfen Klauen ihn zerrissen, kam kein Schmerzenslaut über seine Lippen. Und er starb so schnell, daß der Fremde und Ernst Ellert von einer Sekunde zur anderen frei wurden.

Der Abschied war schneller erfolgt, als die beiden es erwartet hatten, und damit war auf tragische Art und Weise ein Problem gelöst worden, das noch vor ihnen gelegen hätte.

Ellert versuchte sofort, Kontakt mit dem Fremden aufzunehmen, aber es gelang ihm nicht. Ihre Befürchtung bewahrheitete sich. Sie hatten die Verbindung verloren.

Er war bei den Höhlen, kaum daß er an sie gedacht hatte. Jetzt, wo er nicht mehr auf einen Gastkörper angewiesen war, konnte er wieder alles wahrnehmen, was um ihn herum geschah. Er sah Urabali am Feuer sitzen und einen Knochen abnagen. Panar kam vom Bach und brachte Wasser. Als Ellert sie erblickte, dachte er an die Zeit zurück, die er in Urabalas Körper verbracht hatte. Doch jetzt empfand er keine Liebe mehr für die junge Frau.

Das Leben ging weiter, erkannte er, und er hatte dieser Entwicklung den ersten Impuls gegeben. Von nun an war jede Hilfe für die Dreibeiner überflüssig geworden, sie würden den Weg in die Zukunft selbst finden. Mit einem letzten Blick auf die Höhlen nahm Ellert von ihnen Abschied und befand sich noch in der gleichen Sekunde hunderttausend Kilometer über dem Planeten. Um ihn war wieder der Weltraum, wie er ihn schon so lange kannte. Doch nun wußte er, wonach er zu suchen hatte, und mit dem ersten Blick hatte er es auch schon gefunden. Da war der große milchigweiße Fleck, den die vielen hundert oder tausend Galaxien bildeten, aus denen das Zentrum des Universums bestand. Ellert unterdrückte den Wunsch, gleich dorthin zu eilen, was ihm durchaus möglich gewesen wäre. Aber niemals hätte er sich dann in dem Gewirr der Milchstraßen zurechtgefunden. Er mußte genau nach dem Plan vorgehen, den er mit dem Fremden ausgearbeitet hatte. Er mußte die Gasse finden. Vor ihm entstand die Computerzeichnung aus dem Schiff. Nur nach ihr durfte er sich orientieren, sonst verirrte er sich erneut.

Noch einmal warf er einen Blick hinab auf die Welt der grünen Sonne, dann visierte er sein

Ziel an, die benachbarte Galaxis. In Gedankenschnelle war er dort, und schon suchte er das zweite Ziel.

Eine neue Odyssee begann für ihn.

Seit Ernst Ellert die Kontrolle über die Zeit verloren hatte, besaß er auch nicht mehr das Gefühl für sie und ihr Vergehen. Im Universum gab es keinen Anhaltspunkt, der einzige für ihn war die Erde. Er begriff auf einmal, warum die Menschen während ihrer ganzen Existenz die Erde als Mittelpunkt des Weltalls gesehen hatten, wenn ihre Beweggründe auch anders waren als die seinen. Er brauchte die Erde als Relation, als Bezugspunkt, während die Menschen ihr diese Bezeichnung gegeben hatten, weil sie sich selbst als Mittelpunkt des Universums betrachteten. Wir irrig diese Ansicht war, wußte niemand besser als er.

Insgesamt übersprang er sieben Galaxien, ehe er die Gasse erreichte. Sie überwand er in zehn Etappen, weil er Orientierungspausen einlegte und sich das Computerbild ins Gedächtnis zurückrief. Am Ende der Gasse hatte er die Hälfte der gesamten Strecke zurückgelegt, ohne die Richtung verloren zu haben. In direkter Linie gesehen, lagen nun zwischen ihm und der heimatlichen Milchstraße noch siebzehn fremde Galaxien. Wenn er sie überwunden hatte, mußten der Andromedanebel und unmittelbar dahinter die Milchstraße vor ihr liegen.

Nach jeder Etappe mußte er sich neu orientieren, die Pausen wurden jedesmal länger. Die Galaxien standen nun dichter zusammen. Ein einziger Fehlsprung würde genügen, ihn die Übersicht verlieren zu lassen. Das durfte auf keinen Fall geschehen.

Da er die Milchstraßen nur an ihrem Rand passierte, begegnete er keinem einzigen Lebewesen. Nur einmal, etwa fünf Millionen Lichtjahre vor Andromeda, entdeckte er ein Raumschiff. Es besaß die Form einer Pyramide und kam ihm mit etwa zehnfacher Lichtgeschwindigkeit entgegen. Er war neugierig, und ohne Schwierigkeit durchdrang er den schwachen Energieschirm und die metallene Hülle. Obwohl der Antrieb tadellos zu funktionieren schien, fand er niemanden an Bord vor. Das Licht brannte, die Klimaanlage arbeitete, und es war sogar eine Atmosphäre vorhanden, aber das Schiff war leer. Die Mannschaft mußte es verlassen haben. Er fand auch keinen Anhaltspunkt, wie lange das herrenlose Schiff bereits unterwegs war. Er konnte nur vermuten, daß es zur nächstgelegenen Galaxis gehörte und sich auf dem Heimflug befand. Dabei mußte etwas geschehen sein, was die Besatzung veranlaßte, das Schiff aufzugeben.

Ellert hätte gerne erfahren, was passiert war, aber da er keinen Körper besaß, der seinen Befehlen gehorchte, konnte er auch den Logbuch-Aufzeichner nicht bedienen. Als energetisches Wesen konnte er Materie zwar durchdringen, aber er konnte sie nicht bewegen. Er verließ das Schiff und sah ihm nach, bis es im Sternengewimmel der Galaxis verschwand, die er eben erst passiert hatte.

Er wandte sich seinem nächsten Ziel zu.

Als er Andromeda erreichte und von ihrem Rand aus in einer Entfernung von anderthalb Millionen Lichtjahren die vertrauten Umrisse seiner Milchstraße erkannte, pausierte er abermals. Es war ein eigenartiges Gefühl, das ihn plötzlich überkam. Wie lange war er auf der Suche nach ihr gewesen, und nun hatte er sie gefunden. Sie glich einer weißlich schimmernden Linse, die ein wenig schräg im Nichts stand. Einhundert Milliarden Sonnen bot sie eine Heimat, und um eine dieser Sonnen kreiste die Erde.

Er konnte ein Ziel in Sekundenschnelle erreichen, auch wenn es viele Millionen Lichtjahre entfernt war, aber er mußte es optisch wahrnehmen. Es nützte ihm also nichts, wenn er an die Erde dachte und sich wünschte, dort zu sein. Er mußte die ganze Milchstraße nach ihr absuchen, und er wußte nicht, wieviel Zeit wiederum vergehen würde, bis er sie endlich fand. Doch was war das alles gegen seine Odyssee, die ihn bis zum Rand des Universums und zurück gebracht hatte? Er würde die Erde finden, und wenn er jeden Stern der Milchstraße einzeln aufsuchen müßte.

Als er - diesmal bewußt - langsam näher kam, konnte er die einzelnen Spiralarme unterscheiden. Sofort erkannte er jenen schlangenförmigen wieder, in dem das Solsystem

beheimatet war. Damit schrumpfte die Zahl der Sterne, die in Betracht kamen, auf knapp eine Milliarde zusammen. Doch in der gleichen Situation war er schon einmal gewesen, und er hatte die Sonne gefunden. Es würde ihm auch diesmal gelingen.

Es muß noch viel Menschliches in mir sein, dachte er, während er in den Spiralarm eindrang. Ich bin unsterblich, und das ganze Universum gehört mir, von einem Ende bis zum anderen, und trotzdem sehne ich mich danach, einen kleinen und unbedeutenden Planeten wiederzusehen. Doch vielleicht ist es gar nicht dieser Planet, sondern nur seine Bewohner, deren Nähe ich suche.

Aber wenn er zu ihnen sprechen wollte, und wenn er Antwort bekommen wollte, mußte er einen von ihnen übernehmen und sein Bewußtsein versklaven. Er war sich nicht so sicher, ob er es tun würde.

Schon beim dritten Versuch entdeckte er einen Stern, den er seiner besonderen Merkmale wegen von früher her noch in Erinnerung hatte. Jetzt wußte er, daß Sol nur noch achthundert Lichtjahre von ihm entfernt war. Auch die Richtung konnte er ungefähr bestimmen, und so geschah es, daß er nach weiterem Eindringen in den Spiralnebel plötzlich vor sich einen gelben Stern sah, von dem er wußte, daß es die heimatliche Sonne war.

Er hatte es geschafft! Er war wieder zu Hause!

Und dann, mit einem einzigen Gedanken, schwebte er vertikal über dem Sonnensystem, so daß er es völlig überblicken konnte. Doch noch ehe er begann, die Planeten zu zählen, wußte er, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Saturn mit seinen Ringen war unverkennbar, das hatte auch der Kommandant jenes Schiffes auf dem Planet der grünen Sonne einst festgestellt. Jupiter mit seinen Monden bot einen prächtigen Anblick. Aber der äußerste Planet, Pluto, fehlte. Statt seiner umkreiste ein zweiter Asteroidengürtel die Sonne. Ein kosmisches Ereignis mußte ihn zerstört haben, so wie einst den Planeten zwischen Mars und Jupiter.

Ellert begann hastig zu zählen, um zu seiner Verblüffung festzustellen, daß die Sonne nur noch sieben Planeten hatte. Außer Pluto fehlte also auch noch ein anderer.

Der dritte Planet, das stellte er auf den ersten Blick fest, war nicht mehr die Erde, sondern der Mars. Die Erde selbst fehlte. Mit einer gewissen Erleichterung registrierte er die Tatsache, daß es keinen dritten Asteroidengürtel gab, doch seine Verblüffung überwog all seine anderen Empfindungen. Die Erde konnte nicht vernichtet worden sein, sonst hätte es Spuren davon gegeben. Aber sie war auch nicht mehr vorhanden.

Was war geschehen?

Er war davon überzeugt, daß ein Planet nicht einfach verschwinden konnte. Und wenn er noch so weit in die Zukunft vorgedrungen war, so würde es keine Technik geben, die das vermochte. Um eine Katastrophe konnte es sich auch nicht handeln, denn Spuren der Vernichtung fehlten. Und doch mußte es eine Erklärung geben!

Von nun an wurde er vorsichtiger. Er näherte sich dem Saturn, denn er kannte die Stationen auf dessen Mond Titan. Energiefallen konnten verhängnisvoll für ihn sein, wenn er auch keine materiellen Waffen zu befürchten hatte. Den Tod gab es für ihn als reines Bewußtsein nicht, aber ein neuerlicher Schock konnte ihn wieder hinausschleudern ins Nichts, in die Ewigkeit und an einen unbekannten Punkt des Universums.

Titan schien unverändert. Die Gravitationsfelder, mit denen die künstliche Schwerkraft erzeugt wurde, die wiederum die Atmosphäre festhielt, war noch vorhanden. Ellert erkannte es daran, daß sich die Menschen frei und ohne Schutzanzüge auf der Oberfläche bewegten. In den Hangars wurde gearbeitet, und in den riesigen Werkstätten tief im Innern Titans standen mehrere Raumschiffe zum Überholungsdienst bereit. Die Abwehrforts waren normal besetzt, und in den Kommandostellen versahen die Verantwortlichen wie üblich ihren Dienst. Nichts wies auf ein ungewöhnliches Ereignis hin.

Ellert wußte, daß der Schein trog. Das friedliche Leben auf Titan war nichts als Tarnung.

Tarnung - gegen wen?

Es fiel ihm nicht schwer, in die Gedanken eines Menschen einzudringen, ohne dessen

Bewußtsein zu berühren. So konnte er sie zwar belauschen, aber er war nicht in der Lage, Verbindung aufzunehmen und ihnen Fragen zu stellen. Er war somit auf den Zufall angewiesen. Und so begann er mit dem Versuch, die Wahrheit herauszufinden.

Er spürte einen älteren Offizier auf, der in dem winzigen Garten seines vorfabrizierten Häuschens spazierenging. Alle länger auf Titan stationierten Beamten und Offiziere besaßen solche Häuser. Das bedeutete demnach keine Besonderheit. Wichtig hingegen erschien Ellert die Tatsache, daß in dem Garten ungewöhnlich hohe Bäume wuchsen, deren Rinde ihr Besitzer mit liebevollen Händen streichelte. Fast ein Beweis dafür, daß er sie selbst gepflanzt und großgezogen hatte. Er mußte also schon lange auf Titan sein. Wenn jemand wußte, was geschehen war, dann er.

Mit unendlicher Vorsicht drang Ellert in die Gedankenwelt seines ahnungslosen Opfers ein und versuchte sich zu orientieren. Natürlich erwartete er nicht, sofort einen Erfolg verbuchen zu können, er war auf den Zufall angewiesen. Der Offizier, ein passionierter Oberst, dachte an seine Bäume und an seine Kartoffeln. Frische Kartoffeln, frisch aus der Erde und noch feucht, galten in der Superzivilisation des Solaren Imperiums als Leckerbissen. Besonders auf dem Saturnmond, wo die dünne Humusschicht durch Spezialmethoden erst aufbereitet werden mußte.

Allzuviel erfuhr Ellert in diesen ersten Minuten nicht. Lediglich seine Vermutung, daß der Oberst fast sein halbes Leben hier verbracht hatte, bestätigte sich. Und er würde auch bis zu seinem Tod hier bleiben müssen. Im Augenblick hatte er einen Streit mit seiner Frau, die er rechtzeitig nach Titan hatte kommen lassen.

Rechtzeitig...?

Ellert war sicher, einen ersten Hinweis erhalten zu haben, aber viel ließ sich damit noch nicht anfangen. Immerhin deutete alles darauf hin, daß der Oberst von der Gefahr gewußt hatte, die der Erde drohte. Hieß das aber nicht gleichzeitig auch, daß ein Verschwinden des Planeten Erde vorausgeplant war?

Es war Ellert klar, daß er keine Antworten erhielt, solange er keine diesbezüglichen Fragen stellen konnte. Er mußte also warten, bis der Offizier von sich aus an das Problem dachte oder mit einem anderen Menschen darüber sprach. Das konnte Wochen dauern, aber was für eine Rolle spielten schon Wochen, wenn es um die Ewigkeit ging ...?

Der Oberst kehrte ins Haus zurück, in dem seine Frau schon mit dem Essen wartete. Sie sprachen nicht viel, und schon gar nicht erwähnten sie die verschwundene Erde. Erst später, als sie im Bett lagen und das Licht gelöscht hatten, dachte der Offizier noch einmal an die Geschehnisse zurück, die sich vor längerer Zeit im Sonnensystem abgespielt hatten.

Aus den scheinbar zusammenhanglosen Gedankengängen gelang es Ellert, die Ereignisse in rohen Umrissen zu rekonstruieren. Die Laren, die beherrschende Rasse einer fremden Galaxis, hatten Rhodan und das Solare Imperium so unter Druck gesetzt, daß er sich gezwungen sah, ein wahnsinnig erscheinendes Experiment durchzuführen.

Seinen Wissenschaftlern war es gelungen, eine zweite Sonne - einen weißen Zwerg mit unvorstellbar starkem Gravitationsfeld — in das System zu bringen und so einen kosmischen Transmitter aufzubauen. Mit Hilfe dieser Konstellation sollte die Erde abgestrahlt werden, um an einem sicheren Ort innerhalb der Galaxis wieder zu rematerialisieren.

Das Experiment mußte mißlungen sein, wenn die Erde auch wie geplant verschwand. Aber sie erschien nicht an dem vorausberechneten Punkt, und weder Rhodan noch einer seiner Mitarbeiter gaben ein Lebenszeichen von sich. Ein Großteil der Menschheit war mit ihrem Heimatplaneten verschollen und vielleicht sogar für immer verloren. Selbst von den fast hunderttausend Einheiten der Solaren Raumflotte, die in das Experiment mit einbezogen waren, hatte man weder etwas gehört noch gesehen. Wenn Rhodan noch lebte, wenn die Menschen noch lebten, wäre es selbstverständlich gewesen, ein Kurierschiff ins Sonnensystem zurückzusenden, um von dem erfolgreichen Unternehmen zu berichten.

Es konnte eine Fehltransition stattgefunden haben, die den Planeten in die falsche Richtung

abgestrahlt hatte, aber das war noch lange kein Grund für ein spurloses Untertauchen. Der Oberst war eingeschlafen, und mit seinen wirren Träumen vermochte Ellert nichts mehr anzufangen. Er zog sich zurück, ohne mehr erfahren zu haben.

Was war mit den Laren? Sie schienen das übrige Sonnensystem besetzt zu haben, ohne sich jedoch offen in die Angelegenheit der Menschen zu mischen. Das Verschwinden der Erde war für sie ein Rätsel geblieben und sie waren auf einen plötzlichen Überfall aus dem Nichts vorbereitet. Kein Lare glaubte, daß Perry Rhodan tot war.

Diese mageren Informationen über die Fremden erhielt Ellert vom diensthabenden Offizier einer Außenstation, die Jupiter umkreiste. Auch damit ließ sich nicht viel anfangen, immerhin gab sie ihm die Gewißheit, daß der Rest-Menschheit, die im Sonnensystem zurückgeblieben war, keine unmittelbare Gefahr mehr drohte.

Er entfernte sich und schwebte dann hoch über der Sonne und ihren verbliebenen sieben Planeten. Seine Odyssee war noch nicht zu Ende, aber er hatte *eines* erreicht: Er befand sich wieder in der Gegenwart, auf der gleichen Zeitebene wie Perry Rhodan.

Dicht neben der Sonne bemerkte er erst jetzt den winzigen, aber ungemein grellen Lichtpunkt. Vorher war er nicht dagewesen. Das konnte nur der weiße Zerg sein, an den der Oberst gedacht hatte. Zwischen ihm und Sol existierte das gravitationelle Energiefeld des Sonnentransmitters, das stark genug war, einen Planeten zu entmaterialisieren und abzustrahlen.

Mußte da nicht auch er, Ernst Ellert, abgestrahlt werden, wenn er sich hineinbegab? Und mußte er nicht am gleichen Ort wieder rematerialisieren, an dem nun die Erde stand?

Er erschrak bei dem Gedanken und versuchte, ihn zu vergessen, aber es ging eine so gewaltige Faszination von ihm aus, daß er immer wieder zurückkehrte und ihn nicht mehr losließ.

Eine planlose Suche zwischen einhundert Milliarden Sternen war so gut wie aussichtslos, weil kein Anhaltspunkt vorhanden war. Der künstliche Sonnentransmitter war der Beginn einer Spur, der er folgen mußte, wollte er jemals die Erde wiederfinden.

Ein Planet konnte entmaterialisiert werden, aber nicht ein Bewußtsein, ein Energieimpuls. Es konnte nur im Raum versetzt werden, aber vielleicht auch in der Zeit...

Letztere Möglichkeit ließ ihn noch zögern, sein Vorhaben in die Tat umzusetzen. Der Zusammenhang zwischen Raum und Zeit auf der einen und Materie und Energie auf der anderen Seite war derart eng, daß sich jede der vier Komponenten in die andere verwandeln konnte. Selbst mit ihm konnte eine gewisse Umwandlung stattfinden, aber zumindest war es möglich, daß er in eine solche Abhängigkeit von Raum, Materie oder Zeit geriet, daß er für alle Zeiten ein Gefangener blieb.

Aber war er nicht schon lange ein Gefangener seiner selbst? Was hatte er noch zu verlieren, wenn es kein Ziel mehr für ihn gab? Mußte er nicht alles, selbst seine eigene Existenz, aufs Spiel setzen, um der verlassenen Menschheit zu helfen?

Er beschloß, den Versuch zu wagen.

Selbst nur energetisches Bewußtsein, fiel es ihm leicht, das Zentrum des Transmitters zu finden. Die Ausstrahlung des Kraftfeldes zwischen Sol und dem weißen Zerg waren so stark, und sie breiteten sich gleichmäßig nach allen Seiten aus, daß es einfach war, ihren Mittelpunkt zu eruieren.

Dieser Mittelpunkt war zugleich der eigentliche Sonnentransmitter.

Es mußte Ellert gelingen, bis zu ihm vorzudringen, ehe eine Teilabstrahlung erfolgte, die seine Existenz gefährdet, vielleicht sogar beendet hätte. Der Vorgang selbst war unter normalen Umständen gefahrlos und ohne Probleme, aber es gab eben zu viele unbekannte Faktoren in diesem Fall, um ihn fest an einen hundertprozentigen Erfolg glauben zu lassen. Doch sein Entschluß stand fest, und nichts konnte ihn mehr davon abbringen.

Er visierte den imaginären Punkt an, mitten zwischen dem weißen Zergstern und der Sonne, und dann raste er hinein in das energetische Feld, um sofort von den Urgewalten aufgesogen

und abgestrahlt zu werden.

Das Erstaunliche war, daß Ellert ein denkendes Bewußtsein blieb und den Vorgang mit unglaublicher Präzision beobachten konnte. Er wurde selbst ein Teil des Sonnentransmitters und dann weggeschleudert. Er sah die Sonne, dann Tausende von Sternen zurückweichen, bis sie eng zusammenrückten und die bekannte Form der Milchstraße bildeten.

Diese wiederum schrumpfte schnell zusammen und wurde zu einem winzigen Lichtpunkt, der sich zwischen vielen anderen schnell verlor.

Entsetzt versuchte Ellert, den Sturz in das Unendliche zu hemmen, aber seine Bemühungen blieben ohne Erfolg. Er hatte die Milchstraße wieder verlassen, aber diesmal ohne sein Dazutun. Wenn das gleiche auch mit der Erde geschehen war, und wenn er sie nun wirklich fand, würde es unmöglich sein, ihren Standort zu bestimmen. Der milchige Fleck, der die Milchstraße darstellte, war längst erloschen.

Vor sich sah er zwei Galaxien auftauchen, die gerade dabei waren, sich an den wirbelnden Rändern zu berühren und miteinander zu verschmelzen. Die gigantischen Gravitationskräfte rissen Hunderte von Sternen aus ihren Bahnen und schleuderten sie in den Raum.

Eine kosmische Katastrophe bahnte sich an, und sie verlief mit einer Geschwindigkeit, die Ellert nur zu deutlich verriet, daß er in eine andere Zeitebene geraten war. Der Vorgang, den er beobachtete, dauerte normalerweise viele Millionen Jahre.

Die beiden Milchstraßen durchdrangen sich gegenseitig und trennten sich wieder. Zwischen ihnen entstand so etwas wie eine Nabelschnur, die sie lose verband.

Eine Nabelschnur aus heimatlosen Sternen und Sonnensystemen!

Ellert spürte, daß ihn der energetische Sog mitten in die sich überschneidenden Gravitationsfelder der beiden Galaxien saugte, um ihn dann plötzlich ohne Übergang freizugeben.

Er schwebte zwischen den fremden Sternen, deren überschnelle Rotation ihm abermals klarmachte, daß er sich in einer anderen Zeitebene aufhielt. Die Planeten wirbelten wie Elektronen um ihre Sonnen, während sich die beiden Milchstraßen schnell voneinander entfernten.

Die Enttäuschung lähmte sein Denkvermögen, aber es war ihm völlig klargeworden, daß mit der Erde ähnliches geschehen sein mußte, und damit war sie für alle Zeiten dem restlichen Solaren Imperium verlorengegangen. Rhodan hatte zuviel riskiert, und er hatte dabei alles verloren.

Doch dann, als er den Schock überwunden hatte, wurde ihm klar, daß er nicht aufgeben durfte. Wenn es die Erde noch gab, dann in dieser Region. Und er mußte sie finden, auch wenn er in eine andere Zeitebene verbannt worden war.

Sein erster Versuch war fehlgeschlagen, aber nun stürzte er mit nicht zu berechnender Geschwindigkeit in die Zukunft hinein, und wenn er den Fall nicht zu bremsen vermochte, gelangte er an das Ende der Zeit.

An jenen Punkt nämlich, an dem die Zeit stillstand, weil sich Raum, Materie und Energie in sie verwandelten.

Und damit auch die Erde und alles Leben.

Doch dann begannen sich alle Bewegungen um ihn herum merklich zu verlangsamen, und allmählich paßte er sich dem hier herrschenden Zeitablauf an. Er kehrte in die relative Gegenwart zurück, wenn es auch vielleicht nicht mehr die Gegenwart der Erde war.

Sie stand irgendwo in einer der beiden Galaxien, oder dazwischen. Dreihundert Milliarden Sterne, von denen eine die neue Sonne Terras sein konnte!

Ein nahezu hoffnungsloses Unterfangen, sie finden zu wollen.

Aber Ellert schüttelte den Gedanken ab. Er wollte sie suchen, und eines Tages würde er sie auch finden. Es konnte Ewigkeiten dauern, in denen vielleicht nur Sekunden verstrichen. Er sah vor sich die erste Sonne, und als er sie nach seinem Willen erreichte, entdeckte er keinen Planeten.

Die zweite Sonne - wieder nichts.

Die dritte, die zehnte, die tausendste ...

Ernst Ellert suchte ein Staubkorn in der Unendlichkeit, aber dieses Staubkorn hieß Erde.

Das war der Grund, warum er niemals aufgeben würde.

**ENDE**